

Gallemens

Adresse: Saratow,
типо-литограф. Г. Х.
Шельгорнъ и К^о.

Adresse des Redakteurs:
г. Саратовъ, Боль-
шая Кострижная
№ 28.

№ 7.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 17. November 1904.

Erscheint jeden Mittwoch.

Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:

Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo.

Telephon № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,

fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Inhalt. Amtliche Nachrichten. — Ernennungsbreve. — Der Glaube — der Hort und die Rettung der Menschheit. — Bischofsfeier. — Reisebilder von P. Leonard Eberle (Fortsetzung). — Teures Lehrgeld. — Des Sohnes Hand. — Der verhängnisvolle Brief. — Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Welt und Glaube (Fortsetzung). — Allerlei. — Ankündigungen.

Amtliche Nachrichten.

11. Nov. Ernannt: P. Andreas Brungardt zum Stellvertreter des Inspektors des Tiraspoler Seminars.

P. Raphael Loran zum Beichtvater im Seminar. Die Verwaltung der Pfarrei Grjasnowatka ist Dekan Glasmann und die der Pfarrei Pfeifer P. Alexander Staub übertragen. P. Johannes von Bauer weilt krankheitsshalber im Auslande.

Ernennungsbreve.

Papst Pius X.

Dem geliebten Sohne Joseph Kessler, Priester der Diözese Tiraspol.

Beliebter Sohn, Gruß und Apostolischen Segen!

Bestrebt, die Pflicht des Apostolates, welches Uns, obgleich nicht nach Verdienst, von oben übertragen ist, und in Kraft dessen Wir nach Gottes Vorsehung der Verwaltung aller Kirchen vorstehen, mit Hilfe Gottes nützlich auszuüben, sind Wir herzlich besorgt und bemüht, auf daß, wenn es sich um die Besetzung der Kirchenverwaltung handelt, Wir ihnen solche als Hirten vorsezen, welche geeignet sind, das ihrer Sorge anvertraute Volk nicht nur durch das Wort, sondern auch durch das gute Beispiel zu unterrichten, und im stande sind, die ihnen übertragenen Kirchen mit Gottes Hilfe im ruhigen und friedlichen Stande heilsam zu leiten und glücklich zu regieren. Denn von jeher haben Wir die Besetzung aller Kirchen, die zur Zeit vakant sind und in Zukunft vakant sein werden, Unserer Verordnung und Verfügung vorbehalten, indem Wir bestimmten, daß stets null und nichtig sei, wenn jemand anders, gestützt auf was für immer eine Auktorität, wissentlich oder unbewußt darüber zu verfügen sich anmassen sollte. Nun aber ist die Tiraspoler Kathedrale, welcher der ehrwürdige Bruder Eduard von Kopp als der letzte Bischof derselben vorstand, durch die Überführung desselben Eduard auf den Bischofsstuhl von Wilna, welche nach vorhergegangener Lösung vom Bande

mit der Kirche von Tiraspol auf Grund der vollen Apostolischen Gewalt geschehen ist, des Trostes eines Hirten beraubt. Mit väterlicher Fürsorge an die Besetzung derselben Kirche von Tiraspol schreitend, wozu sich niemand außer Uns jetzt und in Zukunft einmischen darf, da die obengenannte Vorbehaltung und Verordnung einem solchen Verfahren entgegen sind, haben Wir endlich nach reiflicher Erwägung aller Umstände, auf Dich, geliebter Sohn, der Du mit dem Magistergrade der Theologie ausgezeichnet bist und allen anderen Forderungen entsprichst, Unsere Aufmerksamkeit gelenkt. Daher mit vorzüglichem Wohlwollen Dich umfassend und von allen möglichen kirchlichen Entscheidungen der Exkommunikation, des Interdiktes und anderen Zensuren und Strafen, welchen Du vielleicht verfallen bist, bloß für diesen Fall Dich lossprechend und für losgesprochen erachtend, setzen Wir in Kraft dieses durch Unsere Apostolische Auktorität Deine Person, die Uns wegen Deiner ausgezeichneten Verdienste genehm ist, der Tiraspoler Kathedrale vor und bestimmen Dich zum Bischof und Hirten, indem Wir Dir die Sorge, Leitung und Verwaltung derselben Kirche sowohl in geistigen als auch in zeitlichen Dingen vollständig übertragen, Uns der sicheren Hoffnung hingebend, daß Du alles zur größeren Ehre Gottes und zum ewigen Heile der Seelen erfüllen wirst.

Dabei bestimmen Wir aber, daß das Kanonikat, welches Du in der Kathedrale von Tiraspol inne hattest, durch diese deine Ernennung ohne weiteres frei werde. Außerdem verleihen Wir Dir in Kraft Unserer Apostolischen Auktorität die Vollmacht, auf daß Du von einem beliebigen katholischen Bischöfe, der in Gnade und Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhle steht, in Assistenz zweier Bischöfe, oder anstatt dieser, falls solche nicht bequem erscheinen können, zweier Priester, die in kirchlichen Würden stehen und welche sich der nämlichen Gnade und Gemeinschaft erfreuen, die bischöfliche Konsekration erlaubterweise empfangen könntest; dem betreffenden Bischöfe aber, auf daß er, nachdem er von Dir das Bekenntnis des

katholischen Glaubens nach den von diesem hl. Stuhle festgesetzten Artikeln, sowie auch den in Unserem und der Römischen Kirche Namen üblichen Schwur der schuldigen Treue abgenommen hat, Dir die bischöfliche Weihe in Kraft derselben Unserer Auktorität ebenfalls erlaubterweise spenden könnte. Wenn aber der betreffende Bischof Dir die Konsekration zu erteilen sich unterstehen sollte und Du dieselbe zu empfangen wagen würdest, bevor Du das Glaubensbekenntnis abgelegt und den Schwur geleistet hast, so befehlen Wir, daß sowohl der betreffende Bischof, als auch Du schon dadurch von der Ausübung der Pontifikalien, als auch von der Leitung und Verwaltung eurer Kirchen suspendiert sein sollet. Gleichzeitig bestimmen Wir, daß Du verpflichtet seiest, die Formel des rechtmäßig abgelegten Glaubensbekenntnisses und des geleisteten Schwures der Treue innerhalb der gesetzten Zeit nach Rom zu schicken. Endlich verleihen Wir dies unter Vorbehalt der Rechte Unserer Apostolischen Kammer. Hindernisse sollen nicht sein: Die Bestimmung Benedikts des XIV. Unseres Vorgängers s. And. über die „*Divisio Materialiarum*“ wie auch andere Apostolische Bestimmungen und Verordnungen, gleichwie die übrigen, auch solche, die einer besonderen und einzelnen Erwähnung und Abänderung bedürften, wie auch alle anderen entgegengesetzten Bestimmungen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter unter dem Fischer-
ringe am 20. April 1904, im ersten Jahre Unseres
Pontifikates.

Mossius Kardinal Maechi.

Der Glaube — der Hort und die Rettung der Menschheit.

Unsere Voreltern ließen sich von altersher von dem Gedanken leiten, daß das Heil, die Rettung der Menschheit im Glauben bestehe. Und sie hatten Recht. Indem die Menschheit immer mehr aus dem rohen Zustande, dem Zustande der Barbarei, erwachte, waren die Besten aller Völker leidenschaftlich bemüht, die Reinheit des Glaubens zu erhalten. Wenn wir die hl. Propheten, die Apostelgeschichte aufschlagen, so können wir nicht umhin, unserm Bewundern Ausdruck zu geben, wie man da überall an der Wahrung des Glaubens festhält, ja bereit ist, für denselben zu sterben. Es wirft sich da notwendig die Frage auf, ob es denn wirklich so wichtig ist, ob es sich um den wahren Glauben handelt, oder um einen Aberglauben. Der Unglaube greift heute immer mehr um sich und sucht alles zu verschlingen. Die Alten hingegen ließen sich in ihrem leidenschaftlichen Suchen und Streben nach dem wahren Glauben nicht irre führen. Der lebendige Instinkt derselben veranlaßte sie nicht ohne Grund, mit dem Gewebe falscher Anschauungsweisen zu brechen, um die Erkenntnis des wahren Glaubens, des teuersten Kleinods der Menschheit, zu bewahren und zu erhalten.

Versezen wir uns im Geiste 2000 Jahre zurück! Titus zieht mit einem großen Heere Jerusalem entgegen und belagert es (70 v. Chr.). Die Juden verteidigen sich mit unglaublichem Heldenmute. Die Römer wenden beim Angriffe auf die Mauern alles an, was die Maschinenkunst der damaligen Welt zu leisten vermochte, aber auch die Juden sind zu ihrer Verteidigung gut eingerichtet. Titus forderte die Juden mehrmals zur Übergabe auf,

aber sie wollten den Tod dem Joche der Römer vorziehen. In Jerusalem wüthen Hunger und Krankheiten. Die Unterstadt kommt in die Hände der Römer; die Juden ziehen sich auf Ziou oder die Oberstadt zurück. Nach schweren Kämpfen wird die erste Mauer des Tempels genommen. Im römischen Kriegsrath wird beschlossen, den Tempel zu zerstören, damit die Religion der Juden und Christen zu grunde gehe. Am 5. August 70 wird von einem Soldaten eine Brandfackel in den Tempel geschleudert, und bald wälzten sich die Flammen über den Tempel. Wie Christus vorhergesagt, so blieb kein Stein auf dem andern. Die Juden erwarten jetzt die Ankunft des Messias, der jedoch nicht kam. Der Messias war bereits erschienen, aber von Israel als solcher nicht anerkannt. Israel bekam den Todesstoß und verlor seine politische, wie religiöse Macht, denn Christus, der aus ihm hervorgehen sollte, war erschienen, und die Mission Israels erfüllt. Von jetzt ab beginnt die Unabhängigkeit des Christentums vom Judentume, aber ersterem steht ein anderer Kampf bevor, — der Kampf mit dem Heidentum, das zwar schon innerlich gebrochen, aber nach außen immer noch eine Macht entfaltet. Dieser Kampf währt über 300 Jahre, bis endlich das Kreuz über das Heidentum siegte. Konstantin der Große hat im römischen Reiche dem Christentum den Sieg errungen, bezw. die Auflösung des Heidentums beschleunigt. Das Christentum wächst jetzt zum großen Baum heran, dessen Äste die ganze Welt überschatten sollen; es hat eine neue Ordnung geschaffen: Knecht und Herr sind gleichberechtigte Brüder geworden, alle sollten zur wahren Menschenwürde erhoben werden. Doch in Europa entspann sich von Zeit zu Zeit immer wieder der Rassenkampf, machte sich immer wieder eine Ungleichheit unter dem Volke geltend, die sich jedoch nicht aller zu bemächtigen und auf die Dauer zu erhalten vermochte. In dem Europäer erwachte immer wieder das gesunde Bewußtsein, daß der Mensch ein freies Geschöpf, ein Geschöpf Gottes ist. Denn Christus, die höchste Erscheinung in der Geschichte und der Träger dieser Ideen, hat ja ein neues Reich ins Leben gerufen, wo alle gleich sind, wo alle Kinder eines himmlischen Vaters sind. Das Christentum sollte den Rassenkampf, den Parteihader zu Grabe tragen. Der menschliche Geist, der, sozusagen, begraben war in dem Parteikampfe und kaum den Kampf um die Standesrechte aufzunehmen vermochte, ist gleichsam wie aus dem Grabe auferstanden. Schwer hält es, sich einen Begriff hierüber zu machen und sich die Freude vorzustellen, von der die ersten Christen nach der Apostelgeschichte beseelt waren. Alle ohne Ausnahme sollten sich ihrer Menschenwürde erfreuen, und ist es daher falsch, wie Schmitt in seiner Schrift „*Kulturbedingungen*“ anzunehmen wähnt, daß Christus nur „das Symbol, das typisch ideale Bild des Proletariats, die Verkörperung aller Hoffnungen, und der Nachgedanken des damaligen Lungenproletariats sein soll.“ Der Subel, die Freude des „neuen“ Lebens bestand hauptsächlich darin, daß „alle ein Herz und eine Seele“ hatten, alle betrachteten sich als Brüder, Verwandte, als Kinder eines himmlischen Vaters. Die Sklaven mehrtausendjähriger Vorurteile und Knechtschaft, deren Ketten durch Christus gebrochen wurden, fühlten sich mit einmal frei. Den Sklaven ward wieder die Persönlichkeit gegeben,

Christus hat die Sklaverei im Prinzipie aufgehoben. Doch nicht mit einmal konnte diese aufgehoben werden, sondern allmählich, denn die Menschheit mußte erst von innen aus frei werden.

Das Christentum ist es ja, das uns den wahren Wert des Menschen aufschließt. In der neuen Gemeinde ist es weder die Nation, der Stand, das Vermögen, noch die Bildung, die uns das Anrecht auf den hl. Namen „Christ“ gibt. Hier wird nur die innere Vollkommenheit als maßgebend betrachtet: Geduld, Sanftmut, Barmherzigkeit, der Durst nach Wahrheit und der Mut in der Bekenntnis derselben. Das Christentum ist es, das die Kluft überbrückt, die die Völker bisher von einander trennte, das Christentum ist es, das trotz der vielen Verfolgungen und Anfeindungen in verhältnismäßig kurzer Zeit seine Fittiche über die ganze Welt ausbreitete und die Völker mit einander verband und das Band der Freiheit geschlungen hat, das hinabreicht bis in die Tiefen unsrer Seele, und das darum keine menschliche Kraft zu zerreißen vermag. Betreten wir an einem Feiertage das kath. Gotteshaus! Verschieden sind die Besucher an Alter und Geschlecht, verschieden an Bildung und Gesinnung, aber auch an Beruf, und doch sind alle „eins in einem“. Es gehört zur Eigentümlichkeit der kath. Kirche, ihren Gliedern, bei aller besondern Verschiedenheit des Berufes, des Charakters, einen gemeinsamen Typus, sozusagen, einen Familienzug einzuprägen. Es ist dies eine Prerogative, ein Vorrecht dieser Kirche.

Keine Persönlichkeit auf Erden hat auf die Weltgeschichte einen solch tiefgreifenden Einfluß geübt, wie Jesus Christus. Mit ihm beginnt eine neue Ära, deren sittigende und versöhnende Macht sich überallhin erstreckt. Christliche Lebensgedanken bewegen noch heute die Welt, und haben ihre Mission noch lange nicht erfüllt. „Wir haben noch weit zum Ziele der Vollkommenheit, in welcher die Welt ein Gottesreich ist“. — Christus erscheint zur Zeit der tiefsten Verwirrung des Heidentums, dieser „toten Masse“, wie es P. Didon nennt, und des größten Unglücks in Judäa. Gerade um diese Zeit, als Jesus geboren wird, waren die Messias Hoffnungen in Israel am lebhaftesten, aber man erwartete in dem Messias einen Helden, der das Joch der Römer mit dem Schwerte zerhauen sollte. Der Erlöser kam, aber nicht als ein König, ein Fürst von dieser Welt, — er ist kein Welteroiberer, sondern der Friedensfürst. Die Juden, die Träger der Hoffnung auf einen Retter, einen Erlöser von oben, täuschten sich hierin, denn Christus bringt die Idee eines Reiches, das nicht von dieser Welt ist, — es ist das Reich der Liebe, in dem der Herr und der Knecht gleichberechtigte Brüder sind. Arm und still lebt Jesus bei seinen Eltern, einer armen Handwerkerfamilie, bis zum 30. Lebensjahre. Von jetzt ab tritt er auf und „lehrt mit Macht, wie einer, der Gewalt hat.“ Seine Landsleute fragten sich: „Woher versteht er denn alles, er hat ja nie studiert?“ (Joh. 7, 15). Die Wahrheiten, die Ideen, die Christus in seinen Tiefen uns erschlossen hat, sind der Born, von dem alle Jahrhunderte zehren, der aber unerschöpflich ist. Seine Lehre ist die reinsten, die universalste; nie hat ein Mensch „über sich so aufgeklärt, als da Jesus Christus, uns alle für Kinder Gottes erklärte, als er die Liebe zum höchsten

Gesetze seines Reiches machte.“ Alles ist in diesen Worten ausgesprochen. Alles Große, Wahre und Schöne, das wir in anderen Religionen finden, sollte von Christus veredelt werden: die christliche Religion ist die Wahrheit aller Religionen, ist absolute Religion, ist göttliche Religion. Es ist daher grundfalsch, wenn man anzunehmen wähnt, daß das Christentum nur das Resultat des geschichtlichen Weltlebens ist, das es nur als Entwicklungsmoment angenommen wird, das aus dem tiefgesunkenen Heidentum hervorgegangen ist.

Betrachten wir die Person Christi! Er selbst nennt sich „den Eingebornen des Vaters“, „den Sohn Gottes“. Die innigste Lebensgemeinschaft mit Gott schreibt er sich zu, indem er spricht: „Niemand kennt den Sohn als der Vater, und niemand kennt den Vater als der Sohn“. Aber auch göttliche Macht und Kraft schreibt er sich zu: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Aus dem ersten christlichen Jahrhundert wissen wir, daß Häretiker in Folge der Wunderwerke Christi dessen Menschlichkeit leugneten. Christus erweckt Tote zum Leben, er gibt Blinden das Augenlicht wieder, er wandelt auf dem Meere, — dies alles geschieht öffentlich, vor dem Angesichte seiner bittersten Feinde. Seine Gemeinde glaubt daran, selbst Paulus, seinen bittersten Feind, gewinnt Jesus für seine Lehre. Die ersten Christen sind aus dem Judentume hervorgegangen, das doch so sehr an dem Monotheismus festhielt. Ist Christus ein Gott oder ein Schwärmer? Christus ist kein Schwärmer, denn die Klarheit seiner Lehre, die Ruhe und die Nüchternheit im Kampfe mit dem Synedrium und Pharisaismus zeigen uns ihn frei von aller Schwärmerie, zeigen uns ihn in all seiner Demut, in seiner Anspruchslosigkeit gleich einem Kinde. Aber sind seine Taten, ist seine Lehre, für die er starb, ist sein Leben göttlich, dann muß auch die Person Christi göttlich sein, er ist somit das, was er von sich selbst aussagt: Gottes Sohn, der uns wieder mit Gott versöhnte.

Christi Werk ist lange noch nicht abgeschlossen. Zu ihm müssen wir immer wieder zurückkehren, wenn wir die Menschheit von dem Glende und den Schäden retten wollen. Der Sozialismus, der sich zur Aufgabe gemacht hat, die gegenwärtige politische und gesellschaftliche Ordnung zu stürzen, um der menschlichen Gesellschaft Rettung zu bringen, kann dieses Ziel nicht erstreben, denn er versteht die Bedeutung und die Aufgabe dieses Lebens nicht, weshalb er auch die Gemüter auf die Dauer nicht zu erregen vermag, trotzdem er allen gleichen Anteil an Glück und Genuß für die Zukunft zu sichern pflegt. Nur wer an eine Zukunft und Vergeltung glaubt, der hat noch einen Helfer in der Not des gegenwärtigen Lebens — und dies ist Christus. Nur auf den christlichen Prinzipien kann die gesellschaftliche Frage gelöst werden; zu Christus müssen wir zurückkehren, er wird uns zum zweitenmale retten: er ist unser Hort, unsre Rettung und Zuversicht.

sk.

Bischofsfeier.

(Einzug in Saratow.)

Bommt der Landesfürst in eine Stadt, so regt sich alles, dem Fürsten einen schönen Einzug zu bereiten, die Bewohner der Stadt sind bemüht, all'n Dingen, die dem Fürsten in die Augen fallen könnten, einen feilichen Charakter zu ver-

leihen. Die Straßen der Stadt werden gesäubert. Die verwahrlosten Wände werden erneuert. Die vernachlässigten Wohnhäuser werden ausgebessert und neu gestrichen. Alles erhält einen festlichen Anzug, damit das Auge des Landesfürsten keinen ungünstigen Eindruck von der Stadt und seinen Bewohnern bekomme, damit seine hohe Person geehrt werde.

Auch Tiraspol durchzog in diesen Tagen die Kunde, daß sein Fürst nahe. Aber wer war wohl jener Fürst, der in Tiraspol seinen Einzug zu feiern geruhte? Es war kein Fürst von dieser Welt, sondern ein Fürst, dessen Reich ein höheres ist. Sein Reich ist nicht an die Scholle der Erde gebunden; es betätigt sich nicht in der Grenzen eines Landstückes; es verfügt nicht über Städte und Dörfer; es herrscht nicht über das leibliche Leben der Völker und Nationen; es hat nicht zum Ziele, den zeitlichen Wohlstand der Menschheit zu fördern, die Grenzen des Reiches zu befestigen und zu erweitern. Es stützt sich nicht auf Szepter und Krone. Der Fürst, der nahte, war ein Kirchenfürst, dessen Reich ein Reich der Seelen ist. Es nahte der von Gott durch seinen Stellvertreter, den Papst, Ermählte, der Gesalbte und Gesandte des Herrn, der Apostel, der uns das Evangelium bringen und verkünden sollte, unser Oberhirte, unser Hochwürdigster Herr Bischof, dem wir in Christo anvertraut sind, der kraft seines Amtes die Sache unseres Seelenheiles vertreten und uns in den Hafen der Seligkeit durch das stürmische Meer des Lebens glücklich führen soll. Auf diesen Fürsten wartete und harrete, diesen ersehnte in diesen Tagen ganz Tiraspol. Daher beeilten sich alle, Rat zu halten, wie der Bischof zu empfangen sei. Aller Wunsch war es, des Bischofs Einzug recht festlich zu gestalten. Alle wollten an dem hohen Feste teilnehmen, keine Schwierigkeiten des Weges und der Opfer scheuend.

Zu diesem Zwecke traten des geehrten Kapitels Mitglieder zusammen, die Ratgeber des Bischofs, die weisen Führer der Verwaltungsgeschäfte, die selbstlosen Vertreter der gerechten Sache, die festen Stützen der Tiraspoler Diözese, und beauftragten zwei Mitglieder ihrer Mitte, den Altar der Konsekration des Herrn Bischofs durch ihre Gegenwart zu beehren. Ferner richteten sie an die sämtliche Geistlichkeit der Diözese ein Schreiben, worin sie dieselbe baten, recht zahlreich in Saratow, dem Orte des bischöflichen Einzuges, erscheinen zu wollen.

Dem Rufe des Kapitels folgten in freudiger und aufrichtigster Teilnahme die geistlichen Herren:

1. Aus dem Saratower Dekanate: H. C. Pfarr. P. Bach und Herr Kurat G. Berag.
2. Aus dem Djeffaer Dekanate: H. C. Dekan Warpuzianski in eigener Person, H. C. Dekan Dobrowolsky in eigener Person, dann H. C. Ehrentanoniker Selinger, H. C. Religionslehrer Neugum, H. C. Kaufmann, H. C. Kowalsky.
3. Aus dem Nikolajewer Dekanate: H. C. Prälat und Dekan Tschernjachowitsch in eigener Person. Ferner H. C. Pfarrer Strömel, H. C. Pfarrer Greiner, H. C. Eberle.
4. Aus dem Dekaterinoflawer Dekanat: H. C. Ehrentanonikus und Dekan Hartmann. Sodann H. C. Pfarrer Hoffmann und H. C. Zagulow.
5. Aus dem Simferopoler Dekanate: H. C. Dekan Saparow in eigener Person. Ferner H. C. Schäfer.
6. Aus dem Verdjansker Dekanate: H. C. Ehrentanoniker und Dekan Antonow in eigener Person und H. C. Kurat M. Stang.
7. Aus dem Rownojer Dekanate: H. C. Dekan Löwenbrin in eigener Person. Sodann H. C. Pfarrer Gütlein, H. C. Kurat Fr. Lorau, H. C. Joh. Weilmann.
8. Aus dem Katharinenstädter Dekanate: H. C. Dekan Becker in eigener Person. Ferner H. C. Pfarrer Dittler, H. C. Pfarrer Baier, H. C. Pfarrer Maier, H. C. Kurat Wondrau, H. C. Sauer, H. C. Guaramadje, H. C. Ehrhardt.
9. Aus dem Ramenfaer Dekanate: H. C. Dekan Glasmann in eigener Person. Dann H. C. Pfarrer Staub, H. C. Kurat Lorau, H. C. Schulz.
10. Aus dem Kaukasus: H. C. Visitator Baranowsky in eigener Person, H. C. Kalatujow, Verwaltungsmitglied der armenischen Geistlichkeit in eigener Person, H. C. Militärkaplan Berlis, H. C. Mugaschow und H. C. Merabaschwili.

Die Gesamtzahl der geistlichen Vertreter beläuft sich auf 41 Herren.

Aber nicht nur das Kapitel hat Sorge getragen, dem Feste besonderen Glanz zu verleihen, sondern auch die ganze Tiraspoler Geistlichkeit war bemüht, den Empfang des Bischofs in der entsprechendsten Weise zu gestalten. Alle Geistlichen teilten die sachgemäße Ansicht, daß auch die Diözesanen zur Erhöhung der Festlichkeiten beitragen müßten. Denn die Ernennung des Bischofs bedeutet nicht nur ein Fest der Geistlichen, sondern auch der Laien. Der Bischof ist nicht allein der Herr, Hirte und Führer der Priester, sondern auch der Laienwelt. Nicht nur die Priester sollen durch den Bischof zur Seligkeit geführt werden, sondern in erster Linie sind es die Diözesanen, die der führenden Hand des Oberhirten bedürfen, damit sie an den Abgründen der Gefahren des Lebens wohlbehalten an dem Ziele anlangen, das ihnen der Glaube vorgesteckt hat. Die Gläubigen sind also die Schutzbefohlenen, die Söhne und Töchter des bischöflichen Vaters. Kinder aber dürfen, müssen und sollen sich freuen an dem Ehrentage ihres Vaters und regen Anteil an allen Festlichkeiten, die demselben gelten, nehmen. — Der Bischof aber ist nicht der Oberhirte einer Stadt, einer Gemeinde, sondern er ist der Vater vieler Kinder. Auch das letzte Dörflein des Landes nennt den Bischof seinen Oberhirten. Der einfachste Landmann in seinem rauhen Kleide und das letzte Mütterchen des Dorfes nennen sich mit demselben Rechte Kinder des Bischofs, als die feinsten Herren in Frack und Krawatte, als die edelste Dame in Hut und Seide gekleidet. Und darum war es aller Priester richtige Meinung, daß sich die ganze Laienwelt der gesamten Tiraspoler Diözese an dem Bischofsfeste beteiligen solle, ob hoch oder niedrig, reich oder arm. So beschloßen denn die Herren Geistlichen auf Anregung des Superiors in Saratow, in allen Stadt- und Dorfgemeinden weltliche Vertreter zu wählen, die auf Kosten der Gemeinden die Stellen der Stadt- und Dorfgemeinden beim Bischofsempfang vertreten, an ihrer Stelle dem Bischofe huldigen, an ihrer Stelle den bischöflichen Segen für die Gemeinden erflehen, die von den Festlichkeiten, welche sie mit eigenen Augen gesehen, ihnen erzählen und die schönen Worte des Bischofs ihnen wiedergeben sollten, damit auf solche Weise auch die Gemeinden teilnahmen an der Feierlichkeit und dem Segen des hohen Festes. Diese Auffassung des Festes, und die Art und Weise der Feier desselben Ausdruck zu geben, war richtig und sehr zweckentsprechend und ist zum ersten Male in der Tiraspoler Diözese zu Tage getreten. Jeder Denkende wird diesen Umstand der Bischofsfeier gutheißen und würdigen.

Unter allen Gemeinden der Diözese suchte die Saratower in der Teilnahme am Bischofsfeste die erste Stelle einzunehmen. Mit Recht. Denn in ihrer Mitte steht die Kathedralekirche, der Bischofsitz und des Bischofs Palast. In der Gemeindeversammlung, die etwa 90 Glieder zählte, vom Herrn Ortspfarrer gefragt, ob sie sich beteiligen wolle am Feste, ob in besonderer Weise und auf welche Weise, erfolgte die begeisterte Antwort: Ja wir wollen den Bischof empfangen, und da wir die Ehre vor allen Gemeinden haben, ihn in unserer Mitte zu besitzen, wollen wir ihm ein besonderes Geschenk überreichen; da wir aber im übrigen nur einen kleinen Bruchteil der ganzen Diözese bilden, so wollen wir, uns auch den Vertretern der Diözese anschließend, gemeinsam das Fest begehen. Die Gemeinde veranstaltete alsdann eine Sammlung und erhob eine bedeutende Summe Geldes. Diese Summe baten die Gemeindeglieder zum Ankauf einer kostbaren Silberschüssel zu verwenden, auf der die Widmung der Saratower deutsch-polnischen Gemeinde und die bischöflichen Abzeichen, wie Mitra und Stab, Kelch und Evangelienbuch und das hl. Kreuz eingraviert würden. — Mit lobenden Worten ist durch seine Geldbeiträge und die rege Teilnahme an Beratung und Verwirklichung der Festlichkeiten das Rownojer Dekanat ganz besonders hervorzuheben. Einer der Vertreter aus Streckerau ging in seinem Opferfinne soweit, daß er allein die Unkosten für den bischöflichen Empfangswagen zu decken sich beeilte.

Also haben die Gemeinden des Nordens und des Südens auf Anregung ihrer Hochwürdigsten Herren Geistlichen ihre Vertreter gewählt und sie nach Saratow zur Beteiligung am Bischofsfeste abgeordnet.

Die Abgeordneten des Nordens waren:

Aus Louis: die Herren A. Eckart und Lehrer Frank. — Aus

Katharinenstadt: die Herren Karl Friedr. Dorkweiler und Joh. Dorkweiler. — Aus Seelmann: die Herren Stankowic und Joh. Kub. — Aus Streckerau: die Herren Pet. Sell und Philipp Sabob. — Aus Teller: Herr Michael Graf. — Aus Kasitzaja: Herr Joh. Meringer. — Aus Kamenska: Herr Georg Resch. — Aus Pfeifer: die Herren F. Desch und G. Kizner.

Abgeordnete des Südens waren:

Aus Rosenthal: die Herren Feist und Schneider. — Aus Dowlowa: Herr Michael Köstel. — Aus Mannheim: Herr Oberschulze Joh. Büger. — Aus Selz: Herr Oberschulze Anton Frank.

Zu ganzen zählte die weltliche Vertretung der Tiraspoler Gemeinden 18 Personen. Dazu kommen noch 2 Vertreter der Saratower Bischofsgemeinde: die Herren Gymnasiallehrer Joh. Staub und Apothek. Sagorsky. Außerdem haben sich der Vertretung im engeren Sinne eine Korporation deutscher Saratower Gemeindeglieder, die etwa 30 Mann stark war, und eine Korporation polnischer Gemeindeglieder, die etwa 10 Personen zählte, angeschlossen.

So belief sich also die weltliche Vertretung auf etwa 60 Personen, die Geistliche auf 41, zusammen 101 Person geistlicher und weltlicher Vertretung. Fürwahr eine hübsche, ehrenvolle Zahl, der Tiraspoler Diözese würdig und geeignet, dem Feste eine hohe äußere Ehre zu verleihen.

Es war am 5. November, da durchzog eine lebhafte Bewegung das Seminar, die Umgegend der Kathedrale, die katholischen Familien der Saratower Gemeinde. Denn „heute kommt der Bischof“, so ging es von Mund zu Mund. Gegen 12 Uhr waren die fürstlichen Empfangszimmer der Saratower Eisenbahnstation dicht angefüllt. Dahin begab sich das Kapitel der Diözese. Da war das Klerikalseminar in Begleitung des Vorstandes hingeeilt. Hier hatten sich die geistlichen und weltlichen Vertreter der Diözese versammelt. Es warteten hier im Saale unter recht innigem und brüderlichem Verkehr mehr als hundertfünfzig Personen, auf den ersehnten Oberhirten harrend. Tage und Stunden haben wir seit der Zeit der Konsekration unseres Hochwürdigsten Herrn Bischofs gezählt, bis endlich der hohe Augenblick uns erfreuen sollte. Dann plötzlich ging nach langem Warten die Nachricht durch den Saal: „Es kommt der Zug!“ Und schon im nächsten Augenblicke kam der Glücksbote angebraunt und brachte uns den Bischof. Nun hatten wir endlich den glücklichen Genuß, das Angesicht unseres geliebten Vaters zu schauen. Unser Herz hatte den Gegenstand seines Sehens vor sich und konnte seinen Gefühlen freien Lauf lassen. Denn kaum hatte sich der Herr Bischof gezeigt, drängten sich alle hinzu, dem teuren Oberhirten liebend die Hand zu küssen. Draußen war es kalt; darum wurde der H. C. Bischof gebeten, in die inneren Gemächer sich zu begeben, damit seine angegriffene Gesundheit keinen Schaden erleide. So umstanden wir Tiraspoler zum erstenmal und mit uns die ganze Tiraspoler Diözese unsern Hirten, Vater und Führer. Gefühle der Zufriedenheit, Freude, Hochachtung und der innigsten Liebe durchzogen und erfüllten aller Brust und Herz. Und wie so aller Augen auf des Langersehnten ehrwürdiger Gestalt ruhten, die uns alle Demut, Bescheidenheit und Herzensgüte lehrte, trat aus aller Mitte der Hochwürdigste Herr Prälat Jos. Kruschinsky und ergriff im Namen des Kapitels, im Namen der Geistlichkeit, im Namen der ganzen Tiraspoler Diözese das begeisterte Wort. Er sprach wie folgt.

Er. Excellenz, Hochwürdigster Herr Bischof!

Beim Eintritt Er. Excellenz in die Stadt, welche fürderhin die Residenz Er. Gnaden sein wird, ist mir die große Ehre zu teil geworden, im Namen der Hochw. Mitglieder des Domkapitels wie auch des Klerus der ganzen Tiraspoler Diözese Er. Bischöfliche Gnaden aufs freundlichste und herzlichste willkommen zu heißen. Indem ich mich nun dieses angenehmen Auftrages entledige, kann ich Er. Excellenz die Versicherung entgegenbringen, daß der Klerus, daß wir alle mit Sehnsucht diesen Tag schon lange erwartet haben, an dem wir Sie, Unseren neuen Oberhirten, mit Freuden empfangen könnten. Die hiesigen wie die auswärtigen Priester fanden ein Vergnügen daran, diesen Augenblick öfters zum Gegenstand ihrer Unterhaltung zu machen, und den Beweis der Aufrichtigkeit haben Er. hier vor Augen, da Sie hier Vertreter der Geistlichkeit aus den entferntesten Teilen unse-

rer Diözese gegenwärtig sehen. Es wären nicht nur einige, es wären alle gekommen, wenn nicht die starken Bande der Seelsorgerpflichten dieselben an ihren Sitz unlösbar geknüpft hätten. Sicher sind alle im Geiste hier, sicher klopf bei allen das Herz vor übergroßer Freude, sicher frohlocken wir alle, daß einer aus unserer Mitte vom hl. Geist in die Reihe derjenigen emporgehoben ist, die er selber zur Regierung der Kirche eingesetzt hat. Und diesen aus unserer Zahl Erfohrenen haben wir nun das Glück hier zu bewillkommen und, was noch mehr ist, wir leben der guten Hoffnung und wünschen es herzlich, recht lange, recht viele Jahre unter der Leitung Er. Bischöflichen Gnaden in gescharten Reihen für unsere Aufgabe einzustehen. Der Umstand, daß unser Willkommen in eine Zeit fällt, wo vom Throne Gottes auf Erden die Erneuerung in Christo als Grundregel öffentlich ausgesprochen ist, und wo die ganze Kirche trotz aller Hemmnisse im Jubel aufatmet, erhöht unsern Erwartungen, steigert unsere Gefühle, vermehrt unsere Kräfte, vergrößert unsere Bereitwilligkeit, unter der Fahne desjenigen zu kämpfen, den wir hier als Oberhirten begrüßen, als Vater ehren, als Bruder lieben, als Freund hochschätzen und als Gesandten Gottes für die Diözese Tiraspol anerkennen. Daher verschlingen sich unsere Herzen beim ersten Begegnen in innigster Liebe und aufrichtigem Vertrauen stark und fest, und diesen in Liebe verknüpften und mit Freuden erfüllten Herzen entströmt das Willkommen, das Er. Excellenz huldvoll geruhen mögen entgegenzunehmen.

Auf diese Begrüßungsrede gab der H. C. Bischof gar bedeutungsvolle Worte zur Antwort, die uns lieb und teuer sind. Jeder Priester jeder Katholik wird ihrer eingedenk bleiben, sie nie vergessen. Zuerst dankte er dem Herrn Redner für die schöne Begrüßung. Dann aber wies er auf die wunderbare Fügung der Vorsehung Gottes. Daß Er aus allen zum Bischofe von Tiraspol ernannt wurde, ist nicht seinem Streben zuzumessen. Sein Wille sträubte sich lange gegen die Erhebung zu dieser Würde. Auch bewies er es durch klare Tatsachen, daß seine Ernennung nicht dem Wohlwollen eines Menschen zu verdanken sei. Der Verlauf seines bisherigen Lebens bietet genügende Belege für diese Behauptung. Also, schloß er, ist seine Ernennung das fast ausschließliche Werk der Vorsehung Gottes. Wir haben somit einen Bischof erhalten, den der Herr in sichtbarer Weise wie Aaron erwählt hat. Dieser Umstand gibt uns die tröstliche Versicherung, daß die Wahl Unseres Oberhirten auf die würdigste Person gefallen ist. Denn wenn Gottes Vorsehung die Wahl ordnet, dann fällt sie gut aus. Unser Bischof ist daher allem Ansichne nach ein Geschenk des Himmels, der von Gott Gesandte im wahren Sinne des Wortes.

Er sprach ferner, daß er in allen wichtigen Angelegenheiten, die das Wohl der Diözese betreffen, nicht selbständig vorangehen, sondern sich den weisen Rat des Kapitels und besonders den des in den Angelegenheiten der Diözese gewandten Herrn Prälaten einholen werde. Nicht also das „Geradewohl“, nicht „Willkür“, nicht eigenmächtiges Vorgehen stellte hiermit der H. C. Bischof hin als die Richtschnur seines Handelns, sondern in allen Dingen wird er zuvor mit Gott, seinem Gewissen und weisen erfahrenen Männern zu Rate gehen. Jeden Schritt, den er also in seinem hohen Amte tun werde, wird er vor Gott und vor den Menschen prüfen. Welch trostreiche Worte für uns alle! Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit sind also die Farben, die Unser Oberhirt bekennen will. Wie tief beseligend müssen diese Worte in das Herz so manchen Priesters gedrungen sein, der stets bemüht war, die gerechte Sache zu vertreten, da er in seinem Bischof eine Stütze seines rechten und gerechten Strebens erkannte!

Wie ein Bruder, schloß dann der Herr Bischof seine Rede, werde er unter seinen Brüdern walten. Unser Herr Bischof nennt sich unsern Bruder. Obwohl wir alle, dem Landvolke entstammend, der Scholle des Landes entsprossen sind, nennt er sich unsern Bruder, bekennt er damit, daß auch Er, aus dem deutschen Kolonistenvolke hervorgegangen ist. Dieses Bekenntnis gereichte uns zur größten Freude. Denn wir leben der vollen Überzeugung, daß Unser Oberhirte, der seines Volkes sich nicht schämt, sondern es von ganzem Herzen liebt, bestrebt sein wird, nach Macht und Möglichkeit an der Heranbildung unseres heiß geliebten deutschen Volkes in Christo dem Herrn zu arbeiten und jedes diesbezügliche Streben zu fördern und zu unterstützen. Also nicht von der Höhe des Berges wird er uns befehlen, sondern in dem

Tale der brüderlichen Liebe will er uns führen und leiten auf dem Wege des ewigen Heils.

Das sind die bedeutungsschweren Worte, die unser Herr Bischof als solcher an die Diözese Tiraspol bei seinem Eintritte in dieselbe richtete. Gott der Herr möge ihn erleuchten und stärken, daß er den Inhalt dieser Worte in seinem Amte stets so zum Ausdruck bringen möchte, wie er es wünscht! Wir Tiraspoler aber werden sie als treues Andenken in unserem Herzen bewahren und einer glücklichen Zukunft entgegen sehen.

Nachdem die Vertreter der Saratower Gemeinde dem Herrn Bischofe die silberne Schüssel mit Salz und Brot überreicht hatten, bestieg er den Festwagen, an den 4 prächtige Pferde gespannt waren. Nun ging es dahin im festen Trabe über die Moskauer Straße. Bei 80 Wagen bildeten den Festzug des Herrn Bischofs, — ein gar seltenes Schauspiel für die Bewohner von Saratow. Das volle Glockengeläute der Kathedrale verkündete weithin die Ankunft des Oberhirten. Aus nah und fern strömten die Gläubigen in die Kathedrale, um den neuen Bischof zu sehen. Am Dome angelangt, betrat der Herr Bischof das Heiligtum und warf sich daselbst vor dem Heiligsten auf die Knie nieder. Er dankte Gott für seine Gnadenerweisungen, betete die weisen Einrichtungen seiner Vorsehung an, empfahl sich dem mächtigen Schutze seines allesvermögenden Armes, flehte um Licht und Stärke in der Verwaltung seines Amtes und opferte das Wohl und Weh der Tiraspoler Diözese dem heiligsten Herzen auf. Nachdem er so eine kleine Viertel Stunde im Gebete verharrte, zog sich der Herr Bischof in seine Wohnung zurück. Das Gefolge aber eilte dahin, die nötigen Vorbereitungen zum Feste der Inthronisation zu treffen.

B. G. E. G.

Reisebilder von P. Leonard Eberle.

(Fortsetzung).

Wer sich nichts mit auf den Weg genommen hatte, der konnte nun darben. Der Zug führte eine Strecke Weges einen Hotelwaggon mit sich; wer also bei guter Taiche war, konnte schon was finden. Gegen Abend führte uns der Schienenstrang in der Nähe von Port-Said durch eine große Sandwüste. Während Ägypten mit den herrlichsten Arten der Pflanzenwelt reich geschmückt ist, ist hier nichts zu sehen, als Sand und überall nur Sand. Erhebt sich ein Sturm, so kann man in der Wüste ebenso schwer vorwärts kommen, wie bei uns beim stärksten Schneegestöber. Das Wasser für das Dampftröb und die Menschen muß aus weiter Ferne in Röhren hergeleitet werden. Das Umsteigen ist hier, scheint es, nur eingeführt, um mehr Backschisch zu erpressen, denn jede Stunde wurden die Wagen gewechselt. Der Schienenweg führte uns den Suezkanal entlang, während gerade das deutliche Handelsschiff „Stuttgart“ langsam den Kanal herauf am. In schrillen Tönen kündigte das Feuerroß unsere Ankunft in Port-Said an. Auch hier stiegen wir auf offener Straße aus. Wir übergaben unser Gepäck einem Lastträger und gingen zu Fuß in das Hotel „Koninental“, um für einige Tage Quartier zu nehmen.

Port Said ist eine ganz moderne, aufblühende Handelsstadt. Obwohl die Stadt nicht sehr groß ist, herrscht hier doch ein reges internationales Leben. Kaufleute aus allen Ländern haben hier ihre Magazine eröffnet, Matrosen aus allen Gegenden der Welt lustwandeln in den Straßen. Das bemerkenswerteste in Port-Said ist der Hafen vor dem Eingang in den Suezkanal. An dem Quai erhebt sich das stattliche Gebäude der Direktion des Kanals, prachtvolle Restaurants und Kaufläden bieten dem verwöhnten Touristen alle Luxusgegenstände und Delikatessen so gut wie in Petersburg oder Paris. Das Gestade des Meeres wird geziert durch das Denkmal, das dem kühnen Erbauer des Suezkanals, Lesseps, errichtet worden ist. Eine mächtige Statue, den großen Mann mit dem Plane des Kanals darstellend, erhebt sich inmitten der Flut, bei Tag und Nacht von den Wogen des Meeres umrauscht. Auch hier fanden wir im Hotel alles komfortabel eingerichtet, aber alles zu ungeheuer hohen Preisen. Der Wind treibt den Wüstenwind bis in die Straßen der Stadt herein. Da die Einwohner diesen Sandstürmen beständig ausgesetzt sind, leiden sie meistens an kranken Augen. Es ist daher eine Seltenheit, daß der Reisende hier einen arabischen Eingeborenen mit ganz gesunden Augen antrifft. Selbst

die armen Kinder büßen auf diese Weise schon in frühesten Jugend das Augenlicht, diese große Gabe Gottes, ein.

Die Geißel Gottes, die Pest, war auch über dieses Land verhängt. Wir berieten uns lange über unsere kritische Lage, fanden aber leider keinen anderen Ausweg, als uns, wollens nollens, in Beirut in Syrien der Quarantäne zum Opfer zu bringen. Durch die Pest stockte der Schiffsverkehr. Wir mußten uns dem Warten anbequemen von Donnerstag bis Sonntag abend. Die tägliche hl. Messe tröstete uns einigermaßen.

Als ich am Morgen in die Franziskanerkirche der hl. Eugenie kam, traf ich zu meiner größten Freude den ehemaligen Pfarver von Bethlehem, der nun hier in der Pfarre amtierte. Die Kirche der hl. Eugenie ist groß, prachtvoll ausgeschmückt mit vielen Altären und einer schönen Orgel. Auch einen Kalvarienberg, an welchem Christus der Erlöser, mit dem schweren Kreuze beladen, aufsteigt, von der Kreuzeslast aber zu Boden gedrückt wird, besitzt die Kirche. Der liebevolle Blick Jesu rührt auch das härteste Herz. Hunderte lagen vor der Darstellung auf den Knien und weinten bittere Reuetränen über ihre Sünden. Manche jammerten laut und flehten die gekreuzigte Liebe um Gnade und Barmherzigkeit an. Am Sonntage in der Frühe besuchten die Schulbrüder mit ihren Schülern abwechselnd die hl. Messen. Wie glücklich sind doch die Kinder, die unter solcher Obhut stehen. Sie werden nicht nur im Christentum, sondern in allen Lehrfächern unterrichtet, haben dabei eine gute katholische Erziehung und sind geschützt vor allen bösen Gelegenheiten. Sogar Ungläubige schicken ihre Kinder zum Unterrichte, wenn auch nicht in die Religionsstunde, so doch zur Ausbildung in verschiedenen andern Fächern; denn das weiß auch der Heide, daß nur in solchen Schulen wahre, gewissenhafte Bildung zu finden ist. Und was bekommen die Schulbrüder (Mönche) für einen Lohn? — „Gottes Lohn!“ Sie leben von Almosen und den Geschenken, die man ihnen freiwillig gibt.

Am Sonnabend in der Frühe erfuhren wir zur großen Freude durch unseren Geschäftsführer, einen Araber, daß Sonntag abend um 5 Uhr ein arabisches Schiff nach Beirut abgehe. Wir versorgten uns daher mit neuen Billets nebst Mundvorrat. Aus einem französischen Laden brachte unser Führer ausländische Würst und Schinken, den der Araber beim Vorzeigen und Anpreisen seiner Güte mit der bloßen Hand berührte. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, fiel er beinahe in Ohnmacht, denn als Moslem darf er unter schwerer Sünde mit Schweinefleisch nicht in Berührung kommen. Er rieb die Hände am Boden ab, stöhnte und lief im Galopp zum Mulla und beichtete seine schwere Sünde. Dafür erhielt Salama eine Buße auferlegt und wurde als rein erklärt.

Nachdem unsere Kasse im Hafen eingeschrieben waren, durften wir ohne Dampfbad einsteigen. Mir wurde schon bange, als ich den alten arabischen Kasten erblickte. O weh, dachte ich, das wird mir eine schöne Fahrt geben! Die See gebärdete sich schon im Hafen unruhig. Unser Schiff war ganz besetzt: ein buntes Durcheinander aller möglichen Sprachen, Völker und Trachten. Nachdem die Schiffsbrücke eingezogen war, stach unser elender Rumpelkasten in See. Die Plätze II. Klasse waren alle besetzt, deshalb mußten wir uns auf dem Verdeck placieren. Bald war unser Fahrzeug dem Andränge der Wellen nicht mehr gewachsen, so daß es wie eine Nuschale beständig hin und her geworfen wurde, was bei vielen Übelkeit und Kopfschmerzen hervorrief. Zum gemeinsamen Nachtessen erschienen nur wenige. Wir gingen heute früher als gewöhnlich zu Bett, erwachten dafür auch wiederum sehr frühe. Kaum öffnete ich die Augen zum Morgengruß, als ich auch schon in aller Herrgottsfrühe vom Gespenste der Seekrankheit erfaßt wurde. Das war eine jämmerliche Fahrt! Beinahe den ganzen Tag mußten wir das Bett hüten ohne Speise und Trank. Erst am zweiten Abende konnten wir etwas genießen und ich mein Brevier beten. Am dritten Tage wurde die See etwas ruhiger und somit auch unsere Lage einigermaßen erträglicher. Um vier Uhr nachmittags wurden die Ufer von Syrien sichtbar und nach fünf auf offenem Meer die Anker in die Tiefe geschickt, während das Signal der Sanitätsbehörde unsere Ankunft meldete. Sofort erschien auch der abgeordnete Arzt, um das Schiff zu revidieren. Der hohe Beamte wurde aufs wärmste empfangen, und die Reisegesellschaft flehte ihn um Gnade und Nachsicht an. Fünf Tage Quarantäne! hieß es. Gott sei Dank! daß es keine 15 oder gar 20 Tage sind. Für heute mußten wir noch an

Bord bleiben. Ein ganz anderes Leben fing auf dem Schiffe an; sogar ein arabisches Konzert wurde gegeben. Schon als wir landeten, hatte ich gemerkt, daß in Beirut reges Leben herrscht, denn am Hafen stand eine ganze Reihe schön gereinigter Kutschen bereit mit stattlichen feurigen Araberrossen bespannt, welche von dort aus die Reisenden nach allen Richtungen der Stadt bringen.

Am nächsten Morgen wurden wir schon in aller Frühe aus unserer Ruhe herausgerissen, denn das arabische Element fing an, seinen Kram zusammenzupacken. Die ersten Boote wurden vom Ufer abgesandt, um uns ins Exil abzuführen. Nun ging das Gedränge los; ohne Geschrei und Kaufereien geht's dabei nicht ab. Wir standen und warteten auf weitere Transportboote, merkten aber bald, wo der Hafen festhielt. Ich griff in die Tasche, und das Hindernis war sofort beseitigt. Bis in den späten Abend hinein dauerte die Transmigration. Auf den Booten erneuerten sich die Kaufereien, was sehr gefährlich werden konnte, denn die Wellen sind in der Nähe des Ufers riesenstark. Den Damen behagte die öftere Touche der Meereswellen nicht sonderlich, die Schminke der Morgentoulette war gegen das nasse Element widerstandsunfähig. Ich verließ meine Reisegefährten, um bei der Sanitätsbehörde das Eintrittsgeld (3 Rbl. 50 Kop.) zu entrichten. Das Wagenfutter erhielt man für gutes Geld am Buffet und das Logement bequeme sich dem Geldsack vertraut an. Ich wurde zu einem katholischen Franziskanerpater placiert. Meine drei Reisegefährten erhielten ihr Zimmer für sich. Mit dem Lokal und der Möblierung konnte man sich schon zufrieden geben, aber fünf Tage lang von der Außenwelt abgeschlossen, das schien mir fast unerträglich zu sein.

Die Zeit verging uns wider Erwarten schnell. Am Morgen nahmen wir an der Tabel d'hote Kaffee ein mit Butterbrot und mit Olivenöl zubereitetem Käse. Um 12 Uhr gab es ein Frühstück und um 5^{1/2} Mittagessen. Abends gruppierte sich die Noblesse um eine arabische Konzertbande, die die Gesellschaft beim Nargileh*) und Kaffee besonders zu ergötzen schien. Wir langweilten uns bei dem monotonen Gesänge und amüsierten uns am Meeresgestade. Die Lage unseres Exils war garnicht so übel. Ein großer Platz auf einem kolossalen Felsvorsprung ins Meer hinein war mit vielen Häusern von verschiedener Größe bebaut und mit bequemen Zelten reichlich versehen. Wer gut zahlte, konnte auch gut und bequeme wohnen.

Welch ein Kontrast zwischen unseren Armen und den orientalischen! Es läßt sich kaum sagen. Bei Tisch standen manche solcher Subjekte um die Speisenden herum und warteten mit Heißhunger auf die weggeworfenen Melonenschalen. Das Herz blutete mir beim Anblick solch elender, in Lumpen gehüllter Menschenfinder; geben jedoch darf man ihnen nichts, den ganzen Haufen Gesindel würde man auf den Hals bekommen, was sehr gefährlich und verhängnisvoll werden könnte. Den ganzen lieben langen Tag über umlagerten sie scharenweise den Wassertrahn, und wer ihnen begegnete, mußte ja nur weit genug ausweichen, wollte er nicht mit etwas beschenkt werden.

Am ersten Tage schrieben wir einen Brief an den Oberrn des Jesuitenkollegs und baten um einen Altarstein; die Messgewänder konnten wir aus dem nahegelegenen Franziskanerkloster haben. Aber nicht in einer einzigen Kirche war ein solcher zu haben; denn alle Altäre sind konsekriert und daher unbeweglich. Somit wurde uns der größte und einzige Trost weggenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Teures Lehrgeld.

Berastim Kosdrin, ein ehrllicher Schmied im Russendorfe Mowka, Kreis Saratow, war ganz zufrieden mit dem Ertrag seines Handwerkes. Gegen seine Arbeiten hatten die Bauern nichts auszusetzen, kamen ihm deshalb mit Vertrauen entgegen. So hatte er stets einen schönen Nebenverdienst. Da zeigte sich ein Feind dieses häuslichen Glückes von ganz unerwarteter Seite.kehrte so von ungefähr bei Kosdrin einer von den vielen „Wanderern“ ein, die längst vergessen, woher sie stammen und was eigentlich ihre Lebensaufgabe ist. Kosdrin nahm den Fremden nach russischer Sitte gastfreundlich auf. Beim rauschenden Samowar entfaltete sich das vertrauliche Gespräch nach dem woher? und wohin? Der Wanderer verriet große Neu-

*) Pfeife, bei welcher der Rauch durch Wasser geht.

gierde, die Wirtschaft des Kosdrin sich anzusehen. Kosdrin zeigte ihm alles mit großer Bereitwilligkeit. Der Fremde teilte dabei Kosdrin mit, daß er ebenfalls ein Schmied sei und machte den Vorschlag, miteinander arbeiten zu wollen. Kosdrin könne von den Bauern Bestellungen annehmen und er, der Fremde, werde in der Schmiede arbeiten. Da er seine Sache ausgezeichnet verstehe, so werden die Einnahmen sich verdoppeln und verdreifachen. Der Vorschlag schien Kosdrin annehmbar. Probieren könne er es ja. Entpuppe sich der Wanderer als Prahlhals, nun so könne er ihm jeden Tag die Türe weisen. Doch so weit kam es nicht. Der Fremde verließ die Schmiede schon am anderen Tage. Als Beweis seiner Kunst hinterließ er Kosdrin eine Form, um Einrubelstücke zu gießen, und goß 22 Einrubelstücke aus Zinn. Für diese Gefälligkeit erhielt er von Kosdrin zwei Rubel und ging von dannen. Die ehrliche Natur Kosdrins sträubte sich lange, das falsche Geld zu gebrauchen. Auch hielt ihn die Furcht, gefangen zu werden, zurück. Je länger er jedoch das falsche Geld aufbewahrte, desto weniger gefährlich kam ihm die Sache vor. Endlich entschloß er sich, eine Probe zu machen. Er hatte einige Sachen in Katharinenstadt auf dem Bazar zu kaufen notwendig. Zwei falsche Münzen in die Tasche steckend, begab er sich am 2. Februar d. J. auf den Bazar. Der erste Händler, dem er einen falschen Rubel untergeschoben wollte, merkte den Betrug sogleich, da der falsche Rubel leichter als der richtige war, auch verriet die Farbe die Unechtheit. Kosdrin hätte nun gerne den Händler mit echter Münze befriedigt, doch damit war jener nicht einverstanden. Die Polizei wurde gerufen und Kosdrin verhaftet. Da er der Polizei zum erstenmal in seinem Leben in die Hände gefallen war, so ergriff ihn ein furchtbarer Schrecken, und anstatt die Wahrheit unumwunden zu gestehen, suchte er sich aus Angst durch Lügen aus der Klemme zu helfen, verwickelte sich aber nur um so mehr. Die Haussuchung förderte die übrigen 20 falschen Rubelstücke wie auch die Gießform an den Tag. Selber hatte Kosdrin die von dem Wanderer erlernte Kunst noch nicht angewandt.

In diesen Tagen hatte Kosdrin sich vor dem Saratower Schwurgericht wegen Falschmünzerei zu verantworten. Er gestand den ganzen Sachverhalt, der auch durch die Zeugenaussagen bekräftigt wurde. Die Geschworenen sprachen ihn frei. Die sechsmonatliche Untersuchungshaft hat er als teures Lehrgeld gezahlt für die Erfahrung: „Ehrlich währt am längsten.“

Hieronymus.

Des Sohnes Hand.

Nach einer wahren Begebenheit aus dem deutsch-französischen Kriege erzählt von H. C.

Es war mitten im deutsch-französischen Kriege in Bonn, der alten rheinischen Universitätsstadt. Das laute Leben, das die Studenten sonst in die schöne Stadt brachten, war bedeutend stiller geworden, denn mancher begeisterte Jüngling hatte die Bücher bei Seite geschoben, hatte die bunte Studentenmütze mit der blinkenden Pickelhaube, das fröhliche Leben mit den Genossen vertauscht mit dem blutigen Ernste des Krieges und focht blutend in Feindesland für Deutschlands Sieg und Ehre. Die kleinen Buben und Mädchen saßen in den Schulen und zupften aus Leinwand Verbandzeug für diejenigen, die die Kugel getroffen fern von der Heimat. Und wenn die Lehrerin oder der Lehrer von den Drangsalen der armen Soldaten sprach, die in Eis und Schnee dem Ansturm der Feinde zu widerstehen hatten, dann glänzten in manchem Kindesauge Tränen, dann falteten sich die kleinen Hände zu einem Gebet, denn der Vater und der große Bruder waren ja „mit dabei!“

Draußen aber ging die Weltgeschichte ihren eisernen Schritt weiter. Die Eisenbahn brachte die Verwundeten, Freund und Feind, Preußen, Franzosen, Bayern, Turkos, Württemberger und Zuaven. Auf dem sogenannten „Alten Wall“ in Bonn, wo jetzt die klinischen Gebäude stehen, waren die Baracken und Lazarette eingerichtet, und an den friedlichen Bürgerhäusern vorbei ging der traurige Zug der Sterbenden und Verwundeten. Mit erstauntem Gesicht und großen Augen standen die Knaben und Mädchen hinter den kleinen Fensterseiben. Auf Stöcke gestützt kamen die Leichtverwundeten, den Arm in der Binde, den Kopf verbunden,

müde und blaß. Wenn aber die Schwerverwundeten kamen, die man auf lederüberspannten Tragbahren oder in Krankenförben vorbeitrag, da sah man in manches ersterbende, wachsgelbe Gesicht.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt sie mir, oder gilt sie Dir?

Da die Hospitäler und Lazarette zu klein waren, um alle Verwundeten zu fassen, so räumten edelgesinnte Leute ihre größten Zimmer auch zur Krankenpflege ein. Zu den Verwundeten, die eine reiche Dame in Bonn in ihrem eigenen Hause aus eigenen Mitteln verpflegen ließ, gehörte auch ein junger, baumstarker Bayer. Eine feindliche Kugel hatte ihm die Hand durchbohrt, und da sich trotz aller Pflege der Brand einstellte, so wurde ihm in Bonn die rechte Hand abgenommen. Die reiche Dame wachte persönlich bei dem jungen Krieger, und als er nun endlich aus der Betäubung erwachte und sein erster Blick auf den verstümmelten Arm fiel, bat er den Krankenhüter so lange, bis dieser ihm noch einmal seine abgenommene Hand zum letzten Abschied holte. Als der Verwundete die tote Hand in der Linken hielt, da erzählte er unter Schluchzen, daß er der einzige Sohn einer armen Witwe sei und daß er mit der starren Hand bis jetzt seine alte Mutter redlich habe ernähren können. Und wie er in lautem Jammer die tote Hand nun an die Lippen hielt und sie küßte, da weinten alle Kranken laut mit dem treuen Sohne, der zwar seine Schmerzen, aber nicht seine Mutter vergessen.

Der verhängnisvolle Brief.

„Aber, lieber Freund, warum heiratest Du nicht, wenn Du Dich in Deiner Garnison so vereinsamt fühlst?“

„Das ist wohl leicht gesagt, aber nicht so leicht ausgeführt,“ lautete Hauptmann Brentens Antwort, „ich habe mir ein Ideal geschaffen, wie ich es wohl niemals finden werde, am allerwenigsten in N.“

„Es ist freilich schlimm, wenn Du gar so viel von Deiner Frau verlangst,“ entgegnete Dr. Rudorff lächelnd; „bedenke aber wohl, daß die wenigsten ihr Ideal heiraten. — Doch laß einmal hören, wie Deine Frau beschaffen sein soll.“

„O, ich verlange gar nichts Außergewöhnliches, nichts weiter als eine treue, feine, vernünftige Frau — nur um alles in der Welt keinen Blaustrumpf, keine Künstlerin, keine Schriftstellerin, keine, die in die Rechte des Mannes eingreift!“

„Du ziehst enge Grenzen, Kurt,“ meinte Dr. Rudorff, „ein richtiger Blaustrumpf paßt freilich nicht zur Ehe, darum darfst Du aber doch nicht gleich jede verurteilen, die ein wenig malt, ein wenig schriftstelt, oder überhaupt etwas mehr Interesse für Höheres hat, als der größte Teil der Frauenwelt.“

„O doch; ich will keine sogenannte „kluge Frau“; „ich brauche eine Frau fürs Haus, die mir ein behagliches Heim schafft, für meine Kinder sorgt und es anderen überläßt, fürs allgemeine zu arbeiten. Meine Frau muß mir allein angehören, ihre Zeit und Gedanken müssen bei mir sein.“

„Nun, hier in B. bist Du jedenfalls sicher vor Künstlerinnen und Blaustrümpfen, hier gibt es nur gute hausbackene Seelen — da hast Du die Auswahl. Und als Mann im „bunten Tuch“ — eine große Seltenheit in unserem kleinen, einfachen Städtchen — wirst Du überall der Löwe des Tages sein. Mache den Hof, so viel Du willst, und verliebe Dich, in wen Du willst, nur nicht in Marianne Balding, — in die bin ich schon selbst halb verliebt.“

Während dieses Gesprächs waren die zwei vor dem Hause der Frau Seewald angelangt.

Hauptmann Brenten und Dr. Rudorff hatten zusammen die Schule besucht und trotz der verschiedenen Wahl ihres Berufes stets in freundschaftlichen Beziehungen mit einander gestanden. Dr. Rudorff hatte sich vor wenigen Jahren als praktischer Arzt in B. niedergelassen; bald erfreute er sich einer guten Praxis und war allgemein geschätzt und überall gern gesehen. — Hauptmann Brenten stand ziemlich vereinsamt in der Welt, Geschwister hatte er nie gehabt, der Vater war ihm frühzeitig und vor einem Jahre auch die Mutter gestorben. Mit der letzteren war seine einzige nahe Anverwandte aus der Welt geschieden; und als ihm kürzlich der Arzt nach einer längeren Krankheit Ruhe und Luftveränderung

anempfohlen hatte, da schrieb er seinem Freunde Rudorff, er wolle auf vier bis sechs Wochen zu ihm kommen.

Heute, im Hause der verwitweten Frau Seewald, sollte er zum erstenmal die tonangebende Gesellschaft von B. kennen lernen.

Als Dr. Rudorff mit seinem Freunde in die Gesellschaft trat, war der Tanz schon in vollem Gange. Die Frau des Hauses begrüßte die Herren mit großer Liebenswürdigkeit, stellte sie all den Nichttanzenden vor und wandte sich dann anderen Gästen wieder zu, während die beiden Herren bei Seite traten und den Tanzenden zuschauten.

„Wie gefällt Dir die Gesellschaft?“ fragte Rudorff leise seinen Freund.

„Ich sehe eine Menge hübsche Gesichter, aber noch keine so recht nach meinem Geschmack,“ gab der andere zur Antwort.

„Laß nur erst Marianne Balding kommen, die wird Dir schon gefallen — noch ist sie nicht da.“

In demselben Augenblicke verstummte die Musik, gleichzeitig trat eine junge Dame ein, die von allen Seiten so lebhaft begrüßt ward, daß mehrere Minuten vergingen, bevor Brenten sie sehen konnte. Als sich aber die Menschen um sie zerstreuten, da erblickten seine Augen ein Gesicht, das er niemals wieder vergessen konnte. Es waren keine klassisch schöne Züge — dazu war die Nase wohl nicht regelrecht genug und der Mund ein klein wenig zu groß, aber die schön geschnittenen Lippen waren tadellos in Form und Farbe, die blauen Augen schauten so klar und unschuldig drein, wie die Augen eines Kindes.

Hauptmann Brenten war viel gereist, er hatte viele schöne Frauen gesehen, aber keine, die so lieblich, so bescheiden und so anmutig gewesen wäre, wie dieses junge Mädchen. Ernst und aufmerksam beobachtete er sie, während sie mit seinem Freunde sprach. Wie gefiel ihm diese schlanke mädchenhafte Gestalt, die zarte, melodische Stimme, das muntere, fröhliche Lachen, die hübschen, graziösen Bewegungen!

„Das reizendste Geschöpf, das ich je gesehen!“ dachte Brenten; „wie munter blitzt es in ihren Augen auf! was nur Rudorff mit ihr reden mag!“

Wieder ertönte die Musik, der Tanz nahm seinen Fortgang.

Brenten tat seine Pflicht, er tanzte mit den beiden hübschen Töchtern des Hauses, er ließ sich den anderen jungen Damen vorstellen, aber immer wieder zog es ihn unwiderstehlich zu der reizenden Marianne Balding hin. Wenn er mit ihr tanzte, so ruhten seine Augen wie gebannt auf ihren Zügen, auf denen sich ein jeder ihrer Gedanken, eine jede Empfindung kundtat; ihre sanften, unschuldigen Augen waren der Spiegel einer reinen, edlen Seele.

„Das geht wohl kaum,“ erwiderte sie auf seine Bitte um den letzten Tanz, „Sie vergessen, daß wir schon viermal mit einander getanzt haben.“

„Meinen Sie?“ versetzte er und sah sie dabei mit einem Blicke an, daß sie die Augen verlegen zu Boden senkte. „Nun, wenn Sie mir den letzten Tanz nicht geben wollen, so gestatten Sie mir wenigstens, Sie nach Hause zu begleiten,“ setzte er nach kurzer Pause hinzu.

„Das würde meine alte Babette ganz eifersüchtig machen,“ erwiderte Marianne mit munterem Lachen.

„Das lassen Sie meine Sorge sein,“ sagte Brenten.

Darauf beobachtete er mit eifersüchtigem Blick, wie sie den letzten Tanz mit seinem Freunde tanzte.

Alsdann fand ein allgemeiner Aufbruch statt; man verabschiedete sich von der liebenswürdigen Wirtin, die Damen hüllten sich in Tücher und Shawls, unter munterem Scherzen und Lachen ging man die Treppe hinab, und als die Haustür geöffnet ward, erklang ein allgemeiner Ausruf des Staunens, als ihnen bereits helles Tageslicht entgegenströmte.

Auf diesem Heimweg durch die grünen Felder, wo ein kleiner Bach leise dahinrauschend sein Morgenlied sang und ein paar Margeriten dicht am Rande des Wassers ihre Augen weit offen hatten, hatte Brenten Zeit und Muße, den Charakter des jungen Mädchens an seiner Seite genauer zu studieren.

„Kokettiere nicht mit Fräulein Balding,“ hatte Dr. Rudorff zu ihm gesagt, als derselbe sah, daß sein Freund die junge Dame nach Haus begleitete.

Diese Worte kamen ihm wieder in den Sinn, als er mit ihr am Ufer stand und dem leise rauschenden Wasser lauschte.

„Kokettieren?“ dachte er. „Nein; mit einem solchen Mädchen kann man nicht kokettieren, das kann man nur aufrichtig lieben.“

Die Sonne, die Blume, das plätschernde Bächlein — alles sprach seine eigene Sprache, und Hauptmann Brenten tat an diesem Morgen den ersten Schritt in ein ihm unbekanntes Land voll Reiz und Schönheit, ein Land, in dem er viel zu leiden hatte, in dem er aber endlich den Segen und das Glück seines Lebens fand.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Die großen Heere Rußlands und Japans stehen sich nach wie vor unweit Mukden gegenüber, ohne daß das eine oder andere Heer es bislang gewagt hätte, einen entscheidenden Angriff zu riskieren. Zwar können manche Kriegsberichtersteller ihre Ungeduld nicht verbergen, indem sie tagtäglich verkünden, daß ein neuer Zusammenstoß der beiden Heerhaufen stündlich zu erwarten sei; aber bisher haben weder General Kuropatkin noch Marschall Dyama es für angezeigt gefunden, dem Wunsche dieser unberufenen Ratgeber zu entsprechen, was allerdings nicht ausschließt, daß eines schönen Tages die Gewehre von selbst losgehen.

Ohne kleinere unbedeutende Zusammenstöße der Vorposten kann es, selbstredend, dabei nicht abgehen. So meldet ein Drahtbericht des Generalleutnants Sacharow an den Generalstab vom 9. November 1904:

Am 7. November um 4 Uhr morgens besetzten unsere Freiwilligen die Berge zu beiden Seiten des Schinhailinpasses, 4 Werst südlich des Dorfes Tungou; 9 Freiwillige schlichen sich an die Drahthindernisse der gegnerischen Befestigung heran, wo sie einige chinesische Knallpatronen zur Explosion brachten und Gruppenfeuer eröffneten. Die Japaner, welche zur Besichtigung der Stelle hervorkamen, wo die Knallpatronen explodiert waren, wurden von unseren Freiwilligen beschossen und verbargen sich unter Verlusten, worauf die Freiwilligen die japanischen Waffen und die Ausrüstung auf-lasen. Am 8. November wurden Truppen unserer Abteilung, welche am 7. November die Affäre beim Dorfe Mitsjuitzi gehabt hatten, vom Gegner angegriffen; der Angriff wurde abgeschlagen, die Japaner erlitten bedeutende Verluste. Unsere Verluste waren: 1 Offizier und 30 Mann verwundet, 10 Mann tot. Heute beschloß der Gegner das Dorf Sahepu aus Belagerungsgeschützen.

Der Generalstab der japanischen mandchurischen Armee berichtet vom 10. November: Am 9. November griffen 66 Russen die japanische Feldwache bei Essinlunshun an; der japanische Wacht-posten zog sich zu der Hauptabteilung zurück; das Dorf wurde von den Russen in Brand gesteckt. Am 10. November machten die Russen bei Tagesgrauen einige unerwartete Überfälle bei der Eisenbahnbrücke über den Schaje und bei Baotufjen, wurden aber zurückgeschlagen.

Ein Bericht des Generaladjutanten Kuropatkin besagt: In der Nacht auf den 20. November wurden von unseren Schützen auf der Fronte unserer Truppenaufstellung Nachforschungen angestellt, wobei 11 Japaner gefangen genommen wurden. — Ein weiterer Bericht vom 12. November lautet: In der Nacht auf den 11. November wurde auf der ganzen Fronte der mandchurischen Armee ein schwaches Artillerie- und Gewehrfeuer unterhalten, welches auf die Erdarbeiten und Menschengruppen sowohl unsererseits, als auch seitens der Japaner eröffnet wurde.

Nach dem „Lokalanzeiger“ soll im russischen Hauptquartier von Chinesen die Nachricht erhalten sein, nach Inkou sei die Leiche Kurofisk (?) gebracht worden.

Über die Beförderung unserer Verwundeten vom Kriegsschauplatz nach Mukden und weiter nach dem Norden meldet ein Telegramm Kuropatkins aus Huangtshan an den Kriegsminister vom 9. November folgendes:

Während der Kämpfe vom 8. bis zum 21. Oktober wurden zunächst nach Mukden und von dort aus weiter nach Norden über-führt: verwundete Offiziere 775 und verwundete niedere Chargen 27887; kranke Offiziere 168 und kranke verwundete niedere Chargen 3224. Die Evakuierung einer so großen Zahl von Verwunde-



Ein russischer Soldat trägt einen verwundeten japanischen Offizier in einen Laufgraben der Japaner bei Port-Arthur.

ten in einer so kurzen Zeit haben wir der Energie und Umsicht der Chargen unserer Sanitätsabteilungen zu verdanken. Allen Kranken und Verwundeten, die sich auf den Verbandplätzen meldeten und in die mobilen Feldlazarette eintraten, wurden Verbände angelegt, sie alle wurden gepflegt und mit warmen Kleidungsstücken versehen. Die Überführung nach den Stationen der mandchurischen Eisenbahn und ihrer Fumshaner Seitenlinie fand mittelst der Sanitätswagen unter starker Begleitung von Vorratswagen statt. Leichtere waren mit warmen Kleidungsstücken beladen. Bedeutend erleichtert wurde die Aufgabe der Sanitätsverwaltung durch die fliegenden Kolonnen, Proviantetappen und die beweglichen Hospitäler des Roten Kreuzes.

Den Vorfall in der Nordsee berührend, veröffentlicht der „Berl. Lokalanz.“ einen Privatbrief des Holländers Arn. Kowij, der an Bord des russischen Kriegsschiffes „Swelana“ als Ingenieur für drahtlose Telegraphie in Dienst steht. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Tanger (Marokko), 2. November 1904. Heute empfang ich Deine Karte, welche nach Vigo adressiert worden ist; es ist wahrscheinlich, daß Du diese Adresse aus den Zeitungen gelesen hast. Nun liegt die Sache aber anders.“

Das russische Geschwader ist in vier Abteilungen von Kap Skagen fortgefahren, und diese erhielten Befehl, in Tanger aufeinander zu warten. Nun hat der kommandierende Admiral die Begegnung mit den zwei japanischen Torpedobooten gehabt und hat darauf losgefeuert. Natürlich ist England empört, denn es waren wirklich feindliche Schiffe. Daß ein paar Fischerboote verunglückt sind, ist recht bedauerlich, aber es ist nicht zu ändern. — Mir ist aber noch ganz was anderes passiert, und daß ich noch nicht irgendwo auf dem Boden der Nordsee liege, ist wirklich ein Wunder. — Darüber das Folgende: Kurz nachdem die ganze Flotte bei Kap Skagen vor Anker gegangen war, um Kohlen einzunehmen, bekamen wir eine Depesche, daß die vier von Japan gekauften Torpedobooten die Fjords von Dänemark verlassen hatten, um dem Geschwader

auf irgend eine Art und Weise Schaden zuzufügen. Auf diese Nachricht erhielt ich den Befehl, bis zum nächsten Hafen an Bord des Transportdampfers „Kamtschatka“ zu gehen, und so verließ ich denn in aller Eile auf hoher See die „Swetlana“, wo ich bisher war. Wir fuhren auch bald ab, und zwar zusammen mit zwei Kreuzern, die uns beschützen sollten. Die erste Nacht war so ein furchtbarer Nebel, daß wir unsere Begleiter verloren; wir blieben ganz allein, wußten infolge des Nebels nicht einmal genau, wo wir waren, eine allerdings unangenehme Position. — Die zweite Nacht war es etwas klarer, und kurz nach 8 Uhr kam der Befehl, sofort an die Kanonen zu gehen, da wir vier kleine Boote mit großer Geschwindigkeit in der Nähe sahen. Wir gaben einige Warnungsschüsse ab, damit jene den Kurs änderten. Daraufhin kamen sie gerade auf uns zu. Wir eröffneten darauf ein rasendes Kanonenfeuer und bildeten so eine Schutzlinie von Kugeln um uns. Trotzdem näherten sich die Boote immer mehr, und es gelang zweien davon, die Feuerlinie zu durchschreiten. Nun frage ich Dich, ob es keine feindlichen Boote waren! Dieser Fall ist, soviel ich weiß, noch nicht in den Zeitungen bekannt gemacht und hat mit den Fischern von Hull keine Gemeinschaft, da wir auf der Höhe von Blaavandsbuk, ungefähr 120 Meilen von der dänischen Küste entfernt waren. Nachdem nun jene zwei Boote die Feuerlinie durchschritten hatten, konnte ich sie im Lichte unserer Scheinwerfer deutlich sehen; es waren Torpedoboote, und zwar keine russischen. Wie nun der eine auf einer gewissen Entfernung von uns war, habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß er einen Torpedo lancierte, daß dieser aber keine weiteren Schäden angerichtet hat, wahrscheinlich dank einer geschickten Wendung unseres Kommandanten. Dagegen schien es, daß unsere Geschosse das feindliche Schiff beschädigt hätten; denn es mußte plötzlich seine Fahrt verändern und blieb bald zurück.

Raum hatten wir diese Gefahr überstanden (ich machte alles mit; denn ich hatte alle Hände voll zu tun mit Depeschen, die einliefen oder zum Admiral abgefaßt wurden), als dasselbe Spiel mit dem zweiten Torpedoboot auf der anderen Seite des Schiffes anfang; auch dieses hatte einen Torpedo lanciert; doch dieses habe ich nicht selber gesehen; das Boot wurde aber durch unser lebhaftes Feuer gezwungen, bald zurückzubleiben. Die zwei übrigen Torpedoboote haben wir nicht mehr gesehen, und ich nehme an, daß diese zwei übriggebliebenen das Geschwader von Roshestwenski angefallen haben. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß es Torpedoboote waren, und kann sie zu jeder Zeit wiedererkennen.

Unsere weitere Reise war voll Aufregung, da wir vollständig im Nebel weiter fuhren, ohne Schutz. Auf der Höhe von Dover endlich haben wir unsere Begleitkreuzer wiedergefunden.

Während der ganzen Reise von Kap Skagen bis Dover habe ich nicht geschlafen, immer saß ich am Telegraphenapparat, und keine Minute habe ich die Verbindung mit unseren Schiffen verloren, obwohl wir gar nicht wußten, wo sie sich befanden. Der Kommandant sagte auch, wenn wir die Telegraphie nicht gehabt hätten, wären wir wahrscheinlich verloren gewesen. So haben wir den Admiral noch warnen können. Er hat in meinen Augen ganz recht gehabt; denn obwohl die Engländer es leugnen, es waren doch Japaner und japanische Torpedoboote. Wir wußten in Kronstadt bereits alles, wir wußten auch, wo und wann sie gekauft waren und so weiter und so weiter.“

Die Hüller Untersuchungskommission über die Vorgänge beim Auslaufen der baltischen Flotte hat den ersten Teil ihrer Arbeiten beendet. Rußland hat abermals sein amtliches Bedauern über den Zwischenfall bei der Doggerbank ausgesprochen und seine Geneigtheit erwiesen, die geforderten, nicht eben kärglich bemessenen Geldentschädigungen an die Interessenten auszuführen. Seine nach Port Arthur bestimmte Flotte setzt inzwischen ihren Weg, teils mit Benutzung des Suez-Kanals, teils auf dem Seewege um Afrika, zunächst nach Madagaskar fort, wo ihr, wie in Algier, trotz des Einspruches Japans von Frankreich der benötigte Kohlenvorrat zur Weiterfahrt bereitgestellt werden soll.

Es kommt den Japanern darauf an, Port Arthur in ihre Gewalt zu bekommen, ehe die baltische Entiaxflotte im Gelben Meere eintrifft. Bisher sind ihre blutgetränkten Anstrengungen nicht von dem erhofften Erfolg gekrönt worden. General Stöbel hält sich noch immer, und die Belagerungsarbeiten schreiten nur sehr langsam vorwärts. Ein Telegramm des Generaladjutanten

Kuropatkin an Se. Kaiserliche Majestät vom 13. Nov. lautet: Heute erhielt ich von Generaladjutant Stöbel ein Telegramm folgenden Inhaltes: den 8. Nov. haben die Japaner einen neuen Angriff ausgeführt, wurden aber zurückgeschlagen.

Zur Lage in Wladiwostok äußerte sich Vizeadmiral Besobrasow, der von Wladiwostok in Moskau eingetroffen ist, nach einer Mitteilung aus Petersburg folgendermaßen: Während des Winters ist das Erscheinen der Japaner in Wladiwostok höchst unwahrscheinlich, obwohl für alle Eventualitäten Maßregeln getroffen sind. Das Geschwader sei bis auf den „Gromoboi“ kampfbereit, der, nachdem er in der Pobjetbai aufgelaufen sei und eine leichte Beschädigung davongetragen habe, das Dock jeden Augenblick verlassen könne. Die Aufgabe der Kreuzer bestehe darin, sich mit dem Geschwader Roshestwenski zu vereinigen, wodurch Rußland das gewünschte Übergewicht zur See erhalten werde. An den Fall Port Arthurs glaubt der Admiral nicht. Er nimmt an, daß das Nichtauslaufen des Port Arthur-Geschwaders keineswegs bedeute, daß es nicht auslaufen könne.

K o r r e s p o n d e n z.

Molotschna, 6. Nov. 1904. Zur Richtigstellung einiger im Klemens Nr. 3 und 4 erschienenen Nachrichten über die Molotschna, bitte ich folgendes aufzunehmen:

Herr Heine hat mit seinen Söhnen lange Jahre hindurch sachkundig und ehrlich seine Pflichten als Gebietschreiber versehen. Diese Familie ist nur einer Intrigantenbande zum Opfer gefallen; wir Katholiken haben dabei viel verloren. Herr K nennt eine ganze Reihe von Männern, die uns helfen sollen; aber er ist völlig im Irrtum; denn es sind dies alles alte, kraftlose Personen. Dagegen wären folgende Personen geeignet, bei der nächsten Ober-schulzenwahl in Vorschlag gebracht zu werden, die alle eine lange Zeit in der Dorfverwaltung tätig sind: Friedrich Kopp, Gottfried Eppinger, der sich allgemeine Achtung verschafft hat durch die Geschichte mit dem Scheck, Em. Bader, gegenwärtig Präsident des Branntweinvereines in Melitopol, Anton Kellermann, der gegenwärtig die Pässe für Juden und Ausländer und zwar unentgeltlich besorgt, J. Hartmann, Joh. Schwammberger und Andreas Kunz. Bezüglich der Nachrichten aus Kostheim habe ich folgendes festzustellen. Die langjährige Krankheit unseres Paters machte es ihm unmöglich, die Pfarrei so zu verwalten, wie es nötig ist. Die Sittenlosigkeit unter der Jugend ist einem jeden bekannt; daher hat Pater Zerr am letzten Sonntag von der Kanzel verkündigt, daß er noch eine Zeit zusehen wolle, wenn die Zuchtlosigkeit nicht nachlasse, wolle er von Kostheim weggehen, um in einer anderen Pfarrei zu wirken. Was den Kirchenbau betrifft, so ist die ganze Angelegenheit noch nie mit dem nötigen Sachverständnis angegriffen worden, wie es z. B. auch in Mariafeld der Fall war, wo durch die Dummheit einer einzigen Person die ganze Pfarrei lange notleiden mußte; mit dumm angebrachtem Wize richtet man eben wenig aus.

Stephan Kabatski.

A u s W e l t u n d K i r c h e.

Saratow. Residenzblätter melden, das Ministerium des Innern beabsichtige in nächster Zukunft auf das Gesuch mehrerer Landschaftsversammlungen hin zur Beratung betreffs Aufhebung der bäuerlichen Postkaufszahlungen zu schreiten. Wie die „Rußj“ mitzuteilen weiß, soll das Finanzministerium, das gegenwärtig über diese wichtige Frage eine Beratung aufgenommen haben soll, eine bejahende Lösung dieser Frage in Aussicht gestellt haben.

T a u b e K r i e g e r.

Auf dem Bahnhofe Irkutsk sah ein Mitarbeiter der „Wost-Obozr.“ eine Schar Verwundeter, die nach dem europäischen Rußland befördert werden sollten. Viele dieser Krieger sind vollkommen taub. Sie hatten sich in der Nähe der großen Geschütze gerade während des Abfeuerns befunden und aus Unerschaffenheit nicht die nötigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, d. h. sie hatten unterlassen, den Mund aufzusperren. Obgleich diese Leute sonst vollkommen gesund sind, mußten sie doch ihrer Taubheit wegen aus der Front entlassen werden.



Redaktion des „Вѣстникъ Манчжурской Арміи.“

Die jüdischen Einberufenen.

Dem „Kiewlanin“ nach stellte es sich bei der letzten Mobilmachung in Kiew heraus, daß sich die Juden in Massen der Einberufung entzogen hatten. Die Gesunden hatten sich verstellt, die Kranken und Familienreichen gemeldet. Von den Einberufenen wurden 10 Prozent ausgehoben. Im Kreise Kanew waren 280 Mann eingezogen und nur 23 angenommen. Im Kreise Uman wurden von 500 Einberufenen 59 zurückbehalten.

Die Susdaler Festung.

Neulich machte ein Herr Jordanski, dem „Wolgar“ zufolge, der Nishni-Nowgoroder Archivkommission Mitteilung über das Kloster in Susdal. Herr Jordanski wollte das geistliche Gefängnis besichtigen, erhielt aber vom Archimandriten nicht die Erlaubnis dazu. Letzterer ist der Kommandant der „Susdaler Festung.“ Augenblicklich befinden sich im Gefängnis 9—12 Eingesperrte, unter diesen ein Nishni-Nowgoroder. Der Berichtersteller nimmt an, daß es der letzte aus Nishni dort Eingesperrte sein wird, da die Tage der „Festung von Susdal“, diesem Überbleibsel aus dem Mittelalter, gezählt seien. Einer aus Nishni, der Priester Solotnik, habe im Gefängnis über 30 Jahre schmachten müssen und zwar unter Verhältnissen, die nach ärztlichem Gutachten kein menschlicher Organismus ertragen kann. Zuletzt ließ man diesen Gefangenen aus der Kasematte in den Korridor zum Ofenanheizen. Das Feuer machte auf den Unglücklichen einen derartigen Eindruck, daß er zum Feueranbeter wurde. Alles warf er ins Feuer, sogar seinen Schafpelz, der lange nicht Feuer fangen wollte. Als er doch verbrannt war, sagte der Eingekerkerte: „Ein Gottesopfer ist verbrannt“. Als man ihn aus der Festung entließ, waren seine Augenlider ein halbes Jahr lang angeschwollen, da in der Einzelhaft in der Kasematte seine Augen des Lichts entwöhnt waren.

Unruhen in Warschau.

Der „Warsch. Dnewnik“ teilt folgendes mit: „Am Sonntag versammelte sich um 12 Uhr 20 Min. eine ansehnliche Volksmenge auf dem Grzybowski-Platz vor der Allerheiligen-Kirche, hielt eine rote Fahne in die Höhe und sang revolutionäre Lieder. Plötzlich ertönten aus ihrer Mitte Schüsse, die der Polizei galten. Der auf seinem Posten stehende Gorodowoi Protop Schimanica wurde getötet, ein Revieraufseher und zwei andere Gorodowois — verwundet. Die Polizei sah sich genötigt, einzuschreiten. Der verwundete Revieraufseher tötete einen der Manifestanten durch einen Säbelhieb. Die Menge zerstreute sich, und der größte Teil strömte der Vorhalle der Kirche zu, in der gerade der Gottesdienst zu Ende war. Von der Halle aus wurden wiederum Schüsse auf die Polizei abgefeuert, so daß der Ausgang

von Gendarmen und Polizisten besetzt werden mußte. Frauen Kinder und Greise konnten die Kirche verlassen, während die übrigen 413 Mann, die sich in die Kirche geflüchtet hatten, unter starker Eskorte nach dem Rathause gebracht wurden. Die anderen Aufwiegler durchzogen, revolutionäre Lieder singend, die Straßen und warfen Steine gegen die Polizisten und Soldaten. Aus einem Hause der Bagnostraße wurden Schüsse abgefeuert, und das Militär sah sich gezwungen, eine Salve abzugeben. 6 Mann aus der Menge wurden getötet und 26 verwundet. Um 4 Uhr nachmittags war die Ruhe wieder hergestellt.

Mord im Pfarrhause.

In dem heftigen Städtchen Heldenbergen ist kürzlich an dem katholischen Pfarrer Jos. E. Thöbes ein Raubmord verübt worden. Der Verdacht, die schreckliche Tat begangen zu haben, fiel auf den Arbeiter Bausch, der auf Anordnung der Staatsanwaltschaft in Haft genommen wurde.

Seine Festnahme ist zwei Bluthunden der Braunschweiger Polizei zu verdanken, die seine Spur aufsuchten. Der eine ging sofort viermal auf den Arbeiter Bausch los, den man wegen Verdacht der Täterschaft bereits verhaftet, aber inzwischen wieder freigelassen hatte. Gelegentlich einer in seiner Wohnung vorgenommenen Hausdurchsuchung wurden nämlich ein blutiges Hemd und ein blutiger Kragen gefunden. Ferner fand man in der Nähe des Tatortes eine mit Blut besleckte Hofe und ein blutiges Hemd, welcher Gegenstände sich zweifellos der Mörder dort entledigt hat.

Dem Täter, der durch ein enges Abortfenster in das Pfarrhaus eingestiegen ist, sind u. a. in die Hände gefallen: eine goldene Uhr mit Sprungdeckel nebst goldener Kette, eine silberne Uhr mit zweiteiliger Metallkette und kleinem Kreuz vor dem Haken, ein Geldebtrag von 2—300 Mark. Wie schließlich noch bekannt wird, wurden auch in Rüdeshelm ein Arbeiter und ein Schlächtergesell als der Tat verdächtig, verhaftet.

Pfarrer Joseph Eberhard Thöbes, der im 61. Lebensjahre stand und sich der besten Gesundheit erfreute, war ein allgemein beliebter Mann. Sein Tod unter so gräßlichen Umständen hat in der weiten Umgebung seines Amtssitzes ebenso erschütternd gewirkt, wie in Heldenbergen selbst. Über die Auffindung des unglücklichen Opfers wird noch folgendes mitgeteilt: Die Leiche lag nur mit einem Nachthemd bekleidet, mit aufgezogenen Knien, nicht zugedeckt im Bett, in einer Stellung, als ob der Pfarrer im Begriff gewesen sei, aus dem Bett zu springen und sich zu wehren. Die Brust war durch sechs mit großer Heftigkeit geführte Stiche durchbohrt. So groß war die Wucht der Stiche, daß einer eine Rippe glatt durchschnitt und in das Herz drang. Schnitte zwischen Daumen und Zeigefinger wiesen darauf hin, daß ein kurzer Kampf stattgefunden hat. Um seiner Sache ganz gewiß zu sein,

scheint der Mörder zum Schluß noch den Pfarrer mit dem Kopf gegen die Wand gedrückt zu haben, um ihm noch einen Stoß in die Schlagader der linken Halsseite beizubringen.

Gegen das Duellwesen

hat Papst Pius X. am 20. Oktober eine öffentliche Kundgebung angekündigt. „Für heute“, sagte der Papst, kann ich nur soviel sagen, daß das Duell von allen Gesichtspunkten, nicht nur vom religiösen Standpunkte aus, als eine dumme und unsinnige Sache betrachtet werden muß, eine Sache, deren Existenz man noch in den barbarischen Zeiten des Mittelalters verstehen kann, die aber in den heutigen Zeiten ganz unverständlich erscheinen muß. In jedem Fall ist das Duell, welches das Schwert zum Richter erhebt, ein Unsinn, weil das Schwert blind und taub ist, und man hat schon mehr als einmal gesehen, daß derjenige welcher recht hatte, und der zum Duell seine Zuflucht nahm, als Opfer auf dem Plage geblieben ist.

Wie man Zwillinge auf der Eisenbahn behandelt.

Zwei zusammengewachsene deutsche Zwillingsschwestern verursachen gegenwärtig den englischen Eisenbahnbeamten großes Kopfschmerzen, wie schon vorher deren deutschen und belgischen Kollegen. Sind die Zwillingsschwestern eine Person oder zwei, oder vielleicht anderthalb, und wie viel Fahrkarten müssen sie für die Fahrt lösen? In Deutschland hatte man entschieden, daß die Zwillinge zwei Personen seien und demnach zwei Karten zu lösen hätten, in Belgien erlaubte man ihnen mit einer einzigen Fahrkarte die Überfahrt auf dem Postdampfer von Ostende nach Dover. In England wiederum, wo sie am Donnerstag eintrafen, erklärt man die Zwillinge für zwei Einzelwesen, die für die Fahrt nach London zwei Fahrkarten haben müssen. Jetzt hat das Paar täglich Schwierigkeiten bei der Benutzung der Untergrundbahn in London und vielleicht wird man die schwere Frage den Gerichten zur Entscheidung vorlegen. Das Zwillingpaar, das in väterlicher Begleitung nach London gekommen ist, will sich dort öffentlich zur Schau stellen.

Welt und Glaube.

Eine Erzählung von F. v. S.

(Fortsetzung.)

Sie erhob sich und trat ihm stolz entgegen.

„Joseph, nein, ich bin nicht ungerecht gegen Dich. Die Hand aufs Herz, Du hast mich nie geliebt. Ja, da wir noch Kinder waren, da schien es, als wollten unsere jungen Herzen für das ganze Leben zusammenwachsen und mit und in einander selig sein; seit Du den Glauben an Gott und ich damit den an Dich verloren, ging mein Glück unheilbar in Trümmer. Du wirst mir vielleicht das sagen, was Du mir so oft mit kaltem Hohn entgegengehalten hast: ich sei überspannt oder, wie das moderne Schlagwort lautet, intolerant. Du wirst mir sagen, Tausende von Frauen leben neben ihren ungläubigen Männern glücklich; diese Frauen sind aber entweder selbst nicht mehr gläubig, oder sie sind nicht glücklich und können es nicht sein; denn eine Ehe, die nicht auf der Gemeinschaft der Seelen beruht, ist nicht die ideale von Christus geordnete, sondern sie ist eine Gemeinschaft von äußeren Dingen, welche keinen festen Kitt in den Tagen der Leiden und Prüfungen bilden. Joseph, ich habe Dich aus Gehorsam gegen meinen Vater geheiratet, hoffend, Du seiest der frommgläubige Mensch, der Du in Deiner Jugend gewesen; es war nicht ehlich von Dir, daß Du mir dies nicht gesagt hast, daß Du ein anderer geworden bist. Nie hätte ich Dir meine Hand zur Ehe gereicht!“

Frischmann stand, die Arme verschränkt und den Kopf tief zur Brust geneigt, schweigend in Mitte des Zimmers. Lange schien er zu sinnieren und zu kämpfen, dann hob er langsam das Haupt. Es lag wie Bitterkeit und Hohn auf seinem Antlitz.

„Wenn ich Deine Worte recht verstanden habe, dann wäre es Dir eine Erlösung, von mir befreit zu sein?“

„Ich frage nicht mein Herz,“ entgegnete Rosa mit Würde, „sondern meine Pflicht; und diese bindet mich an Dich, so lange ich noch lebe.“

„Wenn aber ich Dich von dieser Pflicht entbinde?“

„Du kannst dies nicht, das kann nur die Kirche!“

„Ach ja, da haben wir wieder die liebe Kirche, das ist der Anfang und das Ende Deiner Weisheit! Doch lassen wir das für jetzt. Ich reise mit dem nächsten Kurierzuge ab.“

„Du reisest? Ich dachte, wir reisen?“

„Nein, ich reise! Dein Vater ist bereits begraben, und Deine — ich will nicht sagen unsere Angelegenheiten kann ich auch ohne Dich ordnen. Oder“ — und sein Angesicht nahm einen unheimlichen Ausdruck an — „oder schenkst Du mir auch hier nicht das erforderliche Vertrauen?“

„Joseph“, antwortete tief verletzt die gekränkte Frau, „es hätte Dir wahrlich geziemt, solche Worte nicht zu mir zu sprechen. Ich bleibe hier, weil Du es willst. Es ist wohl nicht das letzte Opfer, das ich bringe.“

Und er reiste allein.

Nach etwa einer Woche kam von Frischmann ein kurzgehaltener trockener Brief. Er enthielt einige Wechsel, auf ziemlich hohe Summen lautend. Dieselben seien testamentarisch zur alleinigen Verfügung der Tochter des Erblassers gestellt; das übrige Vermögen sei Gemeingut. Die Ordnung desselben werde wegen mancher verwickelter Verhältnisse länger, vielleicht lange Zeit in Anspruch nehmen, und Rosa möge sich mit dem Gedanken vertraut machen, ihres Vaters Rückkunft vor einem Vierteljahre nicht zu erwarten.

Aber auch nach einem Vierteljahre war Frischmann nicht zu seiner Gattin zurückgekommen. Seine Briefe waren immer seltener geworden, zuletzt blieben sie ganz aus. In seinem letzten hatte er geschrieben, er habe das Vermögen bei einer Bank niedergelegt und sei gezwungen, eine größere Reise zu unternehmen. Nach Beendigung derselben werde er zu ihr zurückkehren.

Das war das letzte Lebenszeichen, das Rosa von ihrem Vatten empfing.

Sie ertrug alle diese Bitterkeiten ohne ein Wort der Klage, ohne einen Gedanken anklagenden Vorwurfes.

Sie, die man so ungerechter Weise das schwache Geschlecht nennt, sie sind die Starken, weil ihnen mehr als den stolzen, selbstbewußten und im Unglücke oft so hilf- und haltlosen Männern die unbefiegbare Kraft des Glaubens und des Gebetes innewohnt.

Das gläubige Weib greift im Unglücke nach dem Rosenkranze, der ungläubige Mann zum Selbstmorde! —

— Etwa drei Wochen nach Frischmanns Abreise ließ sich mittags Mohr bei der jungen Frau melden.

Sie lehnte seinen Besuch ab, er aber bestand darauf, empfangen zu werden, da es sich um eine Angelegenheit ihres Mannes handle.

Rosa konnte nicht mehr nein sagen, da möglicherweise die Ehre ihres Vatten in Mitleidenschaft war.

Mohr trat tadellos gekleidet und mit bescheidener Zurückhaltung in den Salon.

„Gnädige Frau,“ sprach er in weichem Tone, „Sie werden gestatten, daß, nachdem sich Ihr Schmerz um den heimgegangenen Vater in der Einsamkeit wohl etwas gemildert hat, Ihnen auch ein ergebener Freund seine aufrichtige Teilnahme ausdrückt.“

Rosa nickte stumm mit dem Kopfe.

„Sie haben wohl Nachrichten von Ihrem Vatten?“ fuhr jener in der Stimme wachsend fort. „Es hätte mich sehr gefreut, wenn ich dasselbe von mir sagen könnte. Doktor Frischmann hätte sehr Ursache, auf mich nicht zu vergessen!“

„Wie meinen Sie das, mein Herr?“

„Ach, eine Kleinigkeit!“ Er zog aus seiner Briefftasche einige Papiere. „Ihr Vatte war dem Spiele mehr gewogen, als ihm das Glück. Er spielte und verlor. Es wird Ihnen angenehm sein, die Verbindlichkeiten Ihres Vatten zu begleichen. —“

„Zehntausend Gulden?“ las halblaut und fragend auf den Überreicher blickend Rosa.

„Zehntausend Gulden!“ wiederholte mit fester Stimme Mohr.

„Und dieses Geld liehen Sie meinem Manne, um damit zu spielen?“

„Gewiß!“

„Ich finde das gewissenlos!“

„Ich staune, meine Gnädigel! Ich hätte eher auf Dank gerechnet!“

„Nein, mein Herr, ich kann und will Ihnen nicht dafür danken, daß Sie mir Ihrem Darlehen meines Mannes Leidenschaft für das unglückselige Spiel unterstützten. Wenn Sie sein Freund gewesen wären, so hätten Sie ihn vom Spiele abgehalten.“

„Sie haben recht, und ich habe getan, was ich konnte, um der Leidenschaft Ihres Mannes ein Ziel zu setzen. Daß es vergeblich war, ist nicht meine Schuld.“

Rosa trat an eine Kassette und entnahm derselben die schuldige Summe in Bankscheinen.

„Sie werden mir hierüber sofort quittieren!“

„Warum hier? Warum sofort? fragte verletzt Mohr. „Ich dachte, es genüge, wenn ich Ihnen die Bescheinigung in einer Stunde durch einen eigenen Boten zusende.“

„Nein! Ein Spieler solcher Art ist in meinen Augen kein Mann von Ehre! Schreiben Sie und verlassen Sie dann mein Zimmer für alle Zeiten.“

Mohr bebte vor Ingrimm, aber er gehorchte.

Sie wandte ihm in edlem Stolze den Rücken und trat in das Seitengewach.

Finstere Nacht!

Das Dampfroß keucht und rollt seine eiserne zwingende Bahn mit fliegender Schnelligkeit dahin, rechts und links sprühen die Funken wie ein Blutregen, um dann in der schwarzen Nacht zu erlöschen, nun wälzt sich die Rauchsäule wie ein unheimlicher Drachenleib durch die Luft, nun glüht sie wieder tiefrot wie ein Aufblähen höllischen Lichtes.

In einer Wagenabteilung erster Klasse sitzen zwei Männer. Sie rauchen ihre Havana und sehen gedankenschwer hinaus in die gestaltlose Nacht.

„Sie haben recht, mein lieber Doktor Frischmann,“ nimmt der ältere, seine Cigarre abstreifend, das unterbrochene Gespräch wieder auf, „Sie müssen sich frei machen, um dann um so besser unseren Ideen dienen zu können. Geben Sie Ihrer Gattin den Scheidebrief und gehören Sie der Freiheit und uns. In dem Worte Freiheit liegt aber nicht ein müßiges Selbstbehagen, sondern eine ernste Arbeit. Wenn Sie in unsere Reihen sich als nützliches Glied einfügen wollen, dann müssen Sie selbstlos und unbedingt gehorsam sein. Glauben Sie nicht, mein Verehrter, man könne den Krieg, den wir führen, mit Bummeln, Genußmenschen und Flachköpfen zum Siege bringen. Sowie unter unsern Gegner die auserlesensten Köpfe und Charaktere sich finden, so müssen wir dieselben vollwertigen Menschen auch in unseren Reihen haben. Es handelt sich nicht um einen knabenhaften Kampf mit hölzernen Schwertern, auch nicht um ein zorniges bubenhaftes Geräusch, Mann gegen Mann, mit offener Stirne muß der Kampf zwischen der Kirche und uns ausgekämpft werden. Es ist der Weltkampf, der nicht stirbt, bis die Welt stirbt. Wir zwingen niemand an unsere Seite, aber wir können keine halben Menschen brauchen. Frischmann, das ist das große Geheimnis unserer einzelnen stets wachsenden Siege, daß unter den Katholiken eine solche Menge von Menschen ist, welche der leiseste Windstoß in ihrer Gesinnung zu erschüttern vermag, denen tausend kleine und kleinste Rücksichten maßgebend sind, die man nur mit einem Goldstücke, nein, mit einem Pfennige zu locken braucht, um sie auf jeden, nur nicht auf ihren eigenen Weg zu bringen. Wenn wir überhaupt beten würden, dann gäbe es für uns kein nützlicheres Gebet als das: Herr, erhalte die vielen der Katholiken in ihrer Halbheit, und wir siegen mit dem Schwerte in der Scheide.“

„Und wie könnte ich der Sache der Freiheit dienen?“ fragte Frischmann.

„Durch die Macht der Presse. Während bei den Katholiken das aufstrebende Talent so selten eine Unterstützung findet, und froh sein muß, wenn es nicht von den eigenen Leuten zerrissen wird, unterstützen wir unsere Mitarbeiter in einer ebenso großzügigen wie brüderlichen Weise. Wir wissen unser Ziel und unterbinden oder zerbrechen nicht das Rad, das mit doppelter Kraft arbeitet. Wir können nicht den Reid, der das Talent vergiftet, nein, wir jubeln ihm zu und legen ihm Lorbeerkränze aufs Haupt. Sie, mein lieber Frischmann, besitzen Wissenschaft und Geist, treten Sie mit beiden ein in den großen Kampf, Ihre Feder sei Ihr Schwert,

und Ihre Tinte werde zum Blute besiegter Feinde. Aber, mein Freund, es muß ernste Überzeugung sein, die Sie zu uns führt; wir können weder Söldlinge noch halbe Menschen brauchen.“

Frischmann schwieg verdrossen. In ihm war eine gewaltige Umwandlung vor sich gegangen, die ihn nicht dem Guten und der Wahrheit entgegengeführt hatte, sondern die ihn zum Genußmenschen erniedrigte. Es ist eine nicht seltene Erfahrung, daß, wenn die Armut zu Reichtum gelangt, sie dann im Genuße untergeht. Auf seine eigene Kraft angewiesen, war Frischmanns Geist und Wille spannkraftig und selbstbewußt, mit leicht gewonnenem Gelde gemästet verschwanden die Ziele und Ideale, und der große Speisezettel des Lebens war ebenso sein schönster Stern, wie bei jenem Reichen im Evangelium, der da sagte: „Nun Seele iß und trink und laß es dir wohl sein!“

„Ich gedenke, mich vor allem einmal gründlich auszuruhen,“ antwortete er gelangweilt, „dann kann ich mich noch immerhin dazu entschließen, mein etwa rostig gewordenes Schwert wieder zu schleifen. Ich will einen langen Schlaf tun,“ schloß er lachend, „die Welt wird sich auch ohne mich um ihre Achse drehen!“

Er drückte sich in eine Ecke.

Der andere murmelte etwas zwischen den Zähnen, was wie „niedriger Mensch“ klang. Und er hatte nicht unrecht!

Der Morgen dämmerte. Sein junges bleiches Licht fiel auf ein endloses Häusermeer, aus dessen Mitte zahlreiche Kirchtürme und aus dessen äußeren Vororten ein Wald von Fabrikaminen emporragte.

Der Zug lief in den Bahnhof ein.

„Wien!“ riefen die Schaffner und öffneten sämtliche Coupés.

Frischmann und sein Begleiter verabschiedeten sich kalt und stumm. In dem ersten Antlitz desselben lag ein Zug von Verachtung, als er Frischmanns Verbeugung mit einem kurzen stolzen Kopfnicken erwiderte.

Frischmann fuhr in eines der ersten Hotels. Sein Auftreten machte Eindruck, die Kellner flogen, wenn er läutete, und verbeugten sich tief bei jedem Trinkgelde, das reichlich in ihre stets offenen Hände fiel.

„Bringen Sie mir die Zeitungen,“ befahl er wegwerfenden Tones, „und ein Gabelbrühstück mit Sherry!“

Nach etwa einer Stunde läutete er wieder.

„Senden Sie meine Karte zum Bankier Spielmann, ich lasse ihn um zwölf Uhr zu mir bitten.“

Der Bankier fand sich zur festgesetzten Stunde pünktlich ein.

Ein kleiner glattkaffierter Mann mit schwerer Uhrkette, die Finger voll Ringe, der Anzug tadellos und das Gesicht so klug und kalt berechnend, daß es einen an der Seele froh, wenn man in diese Gesichtszüge schaute.

„Ich ließ Sie zu mir bitten, um Ihnen meine Aufträge zu übergeben.“

Der Bankier verneigte sich leicht.

„Ich verfüge über dreimalhunderttausend Mark. Die Summe ist nicht gering, aber ich brauche das Doppelte, um Beziehungen zu lösen, die ich nicht länger tragen und aus denen ich auch nicht als Bettler hervorgehen will.“

Der Bankier verneigte sich sehr tief.

„Fünzigtausend behalte ich für meinen Bedarf,“ fuhr Frischmann selbstbewußt fort, „mit der übrigen Summe beauftrage ich Sie, für mich an der Börse zu spielen. Ihr Honorar berechnen Sie nach den üblichen Prozentsen. Ich verstehe von der Sache nichts und vertraue ganz Ihnen.“

Der Bankier rieb sich die Hände, verzog aber keine Miene.

„Spielen Sie Kreditaktien, Türken oder Rumänen?“ fragte er lauernd.

„Das besorgen Sie!“ gab Frischmann unwirsch zurück. „Wir rechnen monatlich“ ab, im übrigen will ich in meinem Vergnügen nicht gestört sein.

Man schloß das Geschäft ab, fertigte die Urkunden aus und trennte sich.

(Fortsetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Da hat er recht! Ein Kavallerie-Leutnant braucht ein Pferd und wendet sich an den bekannten Pferdehändler Schmul. „Sie, Schmul, ich brauche ein Pferd, das sich vor dem Schießen nicht fürchtet.“ — „Kennen Sie haben, Herr Lieutenant!“ — Der Handel kommt zu Stande und es naht die erste Parade. Bis dahin war das Pferd ein ordentliches, braves Tier, und der Käufer freute sich, einen guten Kauf gemacht zu haben. Alles geht prächtig von statten, das Pferd ist fromm und willig. Es erschallen die Kommandos zu den Dechargen, die Verschlußstücke klirren — das Pferd steht da wie eine Kuh. — Feuer! — Der Rauch verzieht sich, man sieht in der Ferne das Pferd über den Plan segeln, unser Leutnant liegt am Boden! Wutschraubend stürmt er zu Schmul: „Sie haben mir doch das Pferd mit der Garantie verkauft, daß es sich vor dem Schießen nicht fürchtet!“ — Erlauben Herr Leutnant — Vor dem Schießen fürchtet es sich doch nicht, was aber nach dem Schießen ist, da hab' ich nichts garantiert.“

Merkwürdig. A.: „Sie trinken keinen Kaffee?“ B.: „Nein, er bekommt mir nicht.“ — A.: „Wieso?“ — B.: „Wenn ich Kaffee trinke, kann ich nicht schlafen.“ — A.: Merkwürdig, bei mir ist es umgekehrt, wenn ich schlafe, kann ich nicht Kaffee trinken.“

Kurze Rede. Redner: „Der — (bleibt stecken.) Die — — —“ — Zuhörer: „Das!“ — Redner (wütend): „Wenn Sie es besser wissen, dann reden Sie!“

In Gedanken. Professorsgattin zu ihrem Mann: „Hast Du den Herrn Müller schon zu seinem Namenstage gratuliert?“ — Prof.: „Nein! ... Warum? ... Ist den heute Müller?“

Zerstreut. Lehrer (zum Schüler, den er spielen sieht): „Was hast Du da?“ — Schüler: „O nichts, Herr Professor!“ — Lehrer: „Dann tu' es weg!“

B e r i c h t i g u n g.

In der letzten Nummer ist unter Bischofsfeier ein sehr unangenehmer Druckfehler übersehen worden, den wir somit berichtigen: die Ankunft des Herrn Bischofs in Petersburg hat nicht am 27., sondern am 24. November stattgefunden.

Redakteur J. Kruschinski.

Mit Kreuzherren-, Dominikaner- und Brigitten-Ablässen lassen wir auf Wunsch starkgefettete, preiswerte Rosenkränze weihen; Sterbekränzchen mit dem Sterbe- und Stationsablaß. Große Auswahl in kathol. Gebetsbüchern für jedes Alter und jeden Stand. Preisliste hierüber, sowie über Devotionalien gratis. **Nikon & Verker.** Verleger des Heil. Apost. Stuhles. Revelaer (Rhd.) Nr. 41.

Praktisch-mustergültige Färbe- und Fleckenreinigungsanstalt der Firma „Wolkow.“

Saratow, Gymnasitschestsaja Str., Haus Spirin Nr. 29.

Dieselbst werden allemögliche Stoffe zum Färben in allen Farben übernommen. Herren- und Damenkostüme werden unaufgeweicht gefärbt. Speziell chemische und Dampfreinigung aller Kostüme.

Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preiskurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

Handlung

mit Komtoirbüchern u. Schreibutensilien

von

J. P. Kostjakow und G. P. Solowjew.

Nikolskaja Straße, unter dem Tataren-Gasthause.

Dankschreibung

Kopie.

an den hochgeehrten Lehrer der Mathematik Iwan Petrowitsch Beresowitsch!

Iwan Petrowitsch! Ich bitte Sie, von mir einen Dank entgegen zu nehmen für Ihre Arbeit und Mühe bei meiner Vorbereitung zur Prüfung als Volkslehrer, welche ich am 25. Oktober 1904 Jahr bestanden habe. Ich kann es jetzt noch nicht recht glauben, daß ich schon diesen Titel trage so unerreichbar schien er für mich. Sie wissen, daß ich, als ich in die Zahl Ihrer Schüler trat, ganz wenige Kenntnisse hatte, daß ich nur eine Dorfschule absolviert hatte. Dank Ihrer Mühe und Energie aber bin ich jetzt im Besitz des oben erwähnten Titels nach welchem ich so lange strebte, den ich aber ohne Ihre Hilfe vielleicht niemals erreicht hätte. Ich danke Ihnen Iwan Petrowitsch. Gebe Gott, daß Sie noch vielen nützlich sein können und daß alle Ihre Schüler Ihnen ebenfalls so dankbar seien, wie ich es bin. Wissen, daß die Vorbereitung zur Lehrprüfung Ihre liebste Beschäftigung ist, erlaube ich mir, Sie jedem zu empfehlen, wer sich zur Lehrprüfung vorbereiten will, und bin auch überzeugt, daß Sie stets mit gleicher Liebe Ihre sympathische Sache ausführen werden. Mit Vergnügen gebe ich hier die Adresse des Herrn Beresowitsch an: Городъ Николаевъ (херсонской губ.) Потемкинская ул., № 85; Собственное училище. Имѣющій званіе учителя начальныхъ училищъ уроженецъ села Новый Таганашъ Таврической губ. Ф. Киндопшъ.

Благодарность

Kopie.

чудному преподавателю математики Ивану Петровичу Березовскому.

Многоуважаемый Иванъ Петровичъ! Симъ покорнѣйше прошу Васъ принять отъ меня искренне-сердечную благодарность за Ваши труды по подготовкѣ меня въ очень короткій срокъ къ экзамену на званіе учителя, которое казалось мнѣ недостижимымъ, и можетъ быть, и не достигъ бы оно безъ Вашей помощи, но, благодаря Вамъ и Вашимъ трудамъ, я получилъ его 18 октября 1904 года. Съ удовольствіемъ указываю адресъ всѣмъ, желающимъ получить званіе учителя и быть увѣреннымъ въ полученіи этого званія, обратиться къ И. П. Березовскому. Адресъ Г. Березовскаго: Николаевъ (херсонской губ., уголъ Потемкинская и Мъщанской № 85, частная прогимназія И. П. Березовскаго. Получившій званіе учителя I. Хр. Ценглеръ, уроженецъ с. Блюменталь, Таврической губ.

Благодарность

преподавателю математики Ивану Петровичу Березовскому.

Не могу не выразить искренней благодарности преподавателю математики И. П. Березовскому. Этого истинный безкорыстный труженикъ просвѣтилъ не одного уже темнаго человека, чему я былъ не разъ свидѣтелемъ за мое кратковременное пребываніе у него. И меня, получившаго самое мизерное образованіе, Г. Березовскій въ самое непродолжительное время приготовилъ на званіе учителя, на которое я и выдержалъ съ успѣхомъ 27 сентября 1904 года. Еще разъ приношу горячую благодарность и отъ всей души совѣтую всѣмъ, желающимъ учиться на званіе учителя и быть увѣреннымъ въ приобрѣтеніи означеннаго званія, обратиться къ талантливому преподавателю И. П. Березовскому, живущему въ г. Николаевъ, Херсонской губ., по Потемкинской улицѣ № 85, частная прогимназія И. П. Березовскаго. Уроженецъ Г. Николаева, имѣющій званіе учителя. К. Р. Шильдкретъ.

(Объявление.)

Успѣшно przygotowляю къ экзамену на званіе учителя по 50 руб. въ мѣсяцъ за ученіе, столъ и квартиру съ мойкой бѣлья. Тотъ, кто выдержитъ экзаменъ, долженъ уплатить мнѣ еще сто руб., какъ награду, за тяжелые труды. Съ учениками занимаюсь не менѣе 5 часовъ въ день. Въ сентябрѣ и октябрѣ сего года выдержали экзаменъ: Я. Гейсъ, К. Штейнъ, I. Ценглеръ, К. Шильдкретъ и К. Киндопшъ. Учениковъ принимаю ежедневно. Адресъ: Николаевъ, уголъ Потемкинской № 85 и Мъщанской, собственное учеб. заведеніе. Преподаватель математики И. П. Березовскій.

Фensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolskaja und Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halb-weißem u. mattem Glas verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschiedener Fabriken, Diamanten zum Glas-schneiden, Spiegel in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, Bilderrahmen und Bilder.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. Preise ohne jede Konkurrenz.

Telegrammadresse: Saratow—Zell.

Telephon № 459.

Bestes Magazin

F. Sorokin in Saratow,

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Ressorts aus gedie-
genem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.

Alexander Kindsvater

Saratow

Kontor: Alexandrowskaja 21, General-Agentur „Rossija“
Niederlage: Barzinskaja 84

empfiehlt unter Garantie

echte französische Mühlsteine

der „Société Générale Meulière“

echte Schweizer Seidensiebe

der Fabrik „Dufour“

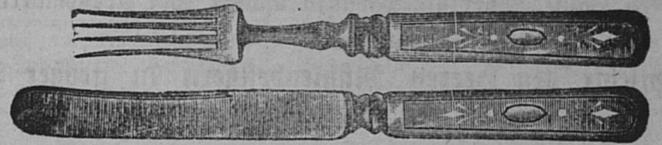
sowie Walzenstühle und alle anderen Mühlenbedarfartikel
der Mühlenbauanstalt G. Daberio.

— Lager —

landwirtschaftl. Maschinen und Geräte,

Drehgarnituren, Lokomobilen, Dampfmaschinen, Turbinen,
Naphtha-Solaröl-Motore

u. s. w., u. s. w.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle
Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen
für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für
Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

K. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

Erstklassiges Hotel und Restauration „Rossija“

— Saratow, Deutsche Straße. —

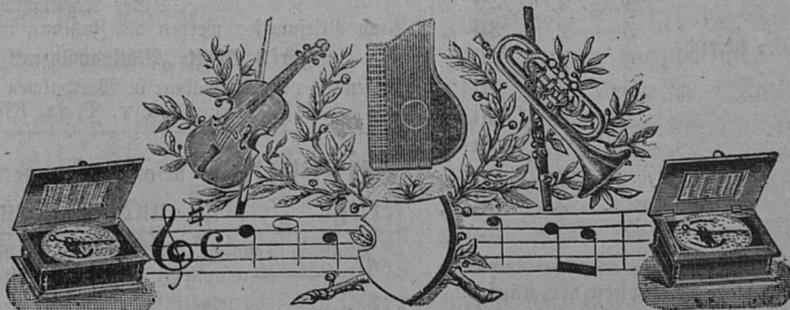
Neue remontriert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Fahrstuhl. Nummern
mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet
ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung
versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll G. K. Wohlgenut.

Musikalische * * * * * * Neuheit!

Die dauerhaftesten Instrumente
schweizerischer Arbeit

„Mira Grammophon“

die musikalische Maschine
und das Grammophon nebst
Metallplatten 100 Rbl.

Konzert Mira sehr angenehmen starken Tones 200 Rbl.

Mira 15 Rbl.

Mira 25 Rbl.

Stella 35—40 Rbl.

Stella 85 Rbl.

Notenblätter à 30 Kop. || Notenblätter à 50 Kop.

Notenblätter à 50 Kop. || Notenblätter à 85 Kop.

Auswahl von Notenblätter 5000.

Auswahl von Notenblätter 6000.

Große Auswahl in musikalischen Instrumenten und Noten. Pianinos verschiedener Fabriken von 350—700 Rbl.

Musikalien- und Notenmagazin M. Erikson. Саратовъ, Нѣмецкая № 5.

Kalender

„Hausfreund“

auf das Jahr 1905.

Preis 20 Kop.

mit Übersendung 28

sind zu haben in der Buchhand-
lung H. Schellhorn u. Co.
Saratow.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

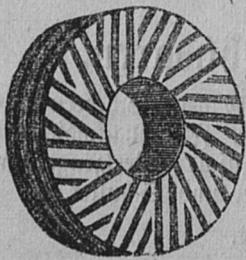
Niederlage aller Mühlenmaschinen u. Mühlenbedarfsartikel

Alexander Andrejewitsch Borell

in Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarkte.

Telephon № 243.

Empfiehlt den Herren Mühlenbesitzern in großer Auswahl und zu mäßigen Preisen



Französische Mühlsteine

der allerberühmtesten und bekanntesten Steingruben

DUPETY, ORSEL & Cie

in La Ferté sous Jouarre in Frankreich.

Vollständige Niederlage und Verkauf von Walzenstühlen der besten und neuesten Systeme zur Herstellung des gewöhnlichen Bauernmehls, Getreidereinigungsmaschinen „Обойки“, Griespuzmaschinen, Bürstenmaschinen, Stauber „Горизонталь“, Rundsieber „Самоходъ“, Radenausleser „Кукольнаица“, Hirseshälmaschinen „Просушки“. Komplete Einrichtungen für Oelmühlen, hydraulische Pressen für Hand- und Riemenbetrieb.

Für jede verkaufte Maschine wird volle Garantie geleistet. Auch führe ich aus erster Hand, direkt aus dem Auslande von den Fabriken, Leder-, Kamelhaar- und sonstige Riemen, Billen zum Behauen der Steine und echte Schweizer Seidencylinder zu folgenden Preisen: Preis pro Arschin in Kopeken.

№ №	0.	2 R.	— R.	№ №	0.	1 R.	80 R.
	00.	2	—		00.	1	80
	000.	2	—		000.	1	80
	1.	2	10		1.	1	90
	2.	2	20		2.	2	—
	3.	2	30		3.	2	10
	4.	2	40		4.	2	20
23 Verschot.	5.	2	50	19 1/2 Versch.	5.	2	30
	6.	2	60		6.	2	40
	7.	2	70		7.	2	50
	8.	2	80		8.	2	60
	9.	2	90		9.	2	70
	10.	3	—		10.	2	80
	11.	3	10		11.	2	90
	12.	3	20		12.	3	—

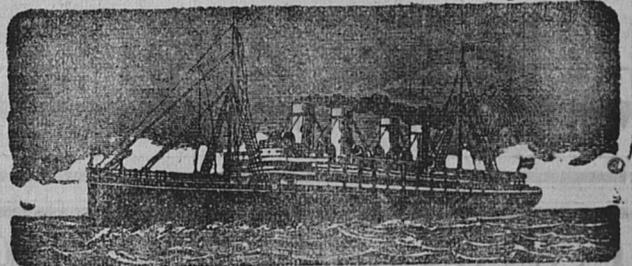
Übersende per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung Postnachnahme, sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Saratow, urolъ большой Сергiевокой и Соляной, свой домъ Александру Андреевичу Борелл.

Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlhändlers Borell handelt.

Gute Beköpfung.



Billige Fahrpreise.

Karlsberg, Spiro & Co., Libau.

Von der Regierung concessionirtes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15,000 Rubel.

Pasagier-Beförderung

mit Post- u. Schneldampfern nach allen Weltteilen.

Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Libau (Либава) ausgegeben. — Von Libau aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Libau nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и К^о.

ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.

Münzen-Katalog, 3. Ausgabe, in russischer Sprache von J. W. Mignow.

Beschreibung von ca. 1000 || Die 16. Tabelle enthält Münzen laufe nach dem St. nur seltener Münzen. || 200 grav. Muster. || „Kataloge.“

Preis des Kataloges mit Mustern u. Übersendung 1 R. 65 R.

Unter Nachnahme 1 R. 75 R.

Auch Briefmarken werden als Zahlung in reform. Briefen entgegengenommen.

Für 3 Rubel „Platinamünzen“ zahlte 8 R. 50 R. pro Stück;

zu senden per Nachnahme in Wertpaketen mit Verzeichniß. Adresse: Магазинъ И. В. Мигунова, г. Тула, Киевская ул., д. Астрецова.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos); fertige Herren- und Damen-Wäsche

der bekanntesten Firmen; sammtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisdecken, Bettlischer und Überzüge — empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen —

das neueröffnete C. A. Chudoschin u. Sohn. Magazin

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Kredits, unter dem Moskauer Hotel.

Herausgeber S. Schellhorn.